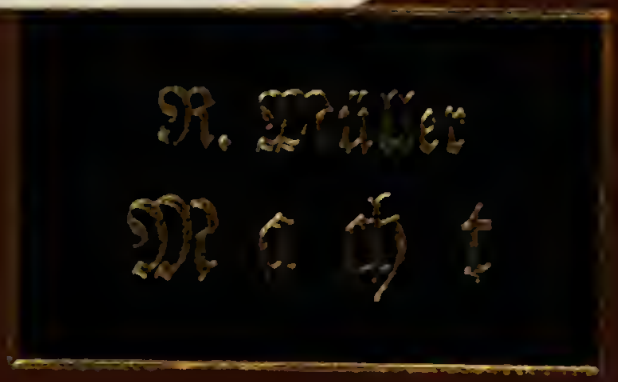
32101 058676253



14094
.04
.663

Library of

Princeton University.

Macht

Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges

von

Robert Müller-Wien

Hugo Schmidt Verlag München

Copyright 1915 by Hugo Schmidt Verlag München

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Robert Müller-Wien Hugo Schmidt

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Inhalt

Der kategorische Imperativ der Macht 7
Faust. Münchhausen. Zarathustra 20
Macht auf Erden 30
Mephistopheles oder „Mechanische Macht“ 42
Weltdeutsche Welt 76
Atlantis, ein deutscher Kontinent 92

JAN 26 1921 L.S. Wash. St. 20

445844

Leitworte

Prometheus (schon damals ein Deutscher, denn er erfand, raubte nach der Ansicht der Gegner, und brachte den Menschen):

Des tätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit. Drum freut es mich, daß andrer Elemente Wert verkennend, ihr das Feuer über alles preist.

(Goethe, „Pandora".)

Daß Deutsches über die Welt käme, ergieße Welt sich in das Deutsche.

(Müller „Macht".)

Der kategoriſche Imperativ der Macht

Macht iſt eine deutſche Angelegenheit. Ei nicht gar, als ob es nie Macht gegeben hätte, als ob nie einer oder viele nach Macht geſtrebt und ſie auch ausgeübt hätten? Viele haben, ſeit die Geſchichte des Menſchen ſich abſpielt, mit Macht zu tun gehabt. Macht war immer begehrt. Aber zum erſten Male iſt ſie dem modernen Deutſchen als eine ſittliche Frage zu Bewußtſein gekommen, über die ſich ſtreiten läßt: und wie er nun einmal iſt, auf jeden Fall läßt ſich tief und ſchwer darüber nachdenken, und beſchwerlich und verantwortungsreich iſt es, eine ſtehende Formel zu prägen, die dann einmal wie die Schweſter „Pflicht" den Schwatzhaften von den Lippen gleitet und Irrtum und Unheil ſtiftet. Vieles in uns Menſchen deutet auf unſere Berechtigung zu Macht: das Meiſte der ſittlichen und der Erfahrung des Gemütes widerſpricht ihr. Und man könnte die Frage als unlösbar beiſeite legen, und den Entſchluß dem Impuls überlaſſen oder einer chriſtlichen Beſinnung, die in ihrer Prärogative von Demut den Begriff „Macht", den ſie mit jenem der Hoffart gleichſtellt, ungeſichtet verdammt. Aber hier tritt eine andere Frage auf den Plan, oder vielmehr, dieſe

bisher bürgerliche und ſoziale Frage erhält eine dämoniſche Faſſung, eine erſchütternde Neuerkenntnis in ſich, eine ſittliche Vorwärtsbewegung, die den Atem raubt. Iſt Macht nicht Pflicht? Iſt ein Volk, das den Begriff Pflicht von ſeinen tranſzendenten Aprioris aus zerlegt und wieder zum Alltagsgebrauch gefügt, das ihn alſo analyſiert und entwickelt und in ſeiner Abrundung gleichſam nachgeſchaffen hat, iſt ein ſolches Volk nicht dazu beſtimmt, das Gleiche an dem ſchon äußerlich ſo ähnlichen Worte „Macht" und dem beinhalteten Begriffe durchzuführen? Pflicht und Macht ſind zwei deutſche Begriffe, und als ſolche kennt ſie auch das Ausland. Es iſt darüber früher im Klaren als wir ſelbſt. Aber freilich verändert dieſes fremde Bewußtſein den Begriff „Macht" ebenſo, wie es den der „Pflicht" verändert. Von dieſem faßt es nur die bange und gemeine Folgſamkeit des Büttels, zuſammengefaßt unter dem Schreckgeſpenſt des „Militarismus". Unter dem Begriff „Macht", den es ahnungsvoll mit dem pflichtgezeugten Militarismus in Zuſammenhang bringt, verſteht es den gleichen Büttel, aber diesmal in Aktivität. Für das Ausland hätten wir bereits pro „Macht" optiert. Verkennt man uns nicht? Wir haben noch nicht optiert. Für uns Deutſche handelt es ſich gar nicht um den Überfall auf fremde Staaten oder die Annexion Belgiens. Dieſe Dinge liegen ganz an den Ausläufern. Wenn wir erſt einmal ſoweit ſind ... Macht zu erwerben iſt nicht ſchwer.

Schwer ist die Schuld der Macht. Unüberwindlich die Angst des Geistigen davor. Wir sind, als Volk, mächtig geworden, ohne es zu wissen. Seit vier Geschlechtern bewegen wir uns fortgesetzt in einer Atmosphäre des Sinnes: Macht, der uns geworden ist. Aber wir haben nicht darüber entschieden. Trotz Nietzsche muß man sagen: Es ist noch keine Philosophie der Macht geschrieben worden, erst eine solche der Pflicht. Nietzsche ist nur ein Symptom jenes Sinnes und jener Atmosphäre, in der wir ringend leben. Aber dennoch ist es heute den starken Denkern und den innigen Erfühlern klar, daß die Pflicht nahe daran ist, von der Macht abgelöst zu werden. Wir sind ein anarchisch-konservatives Volk. Ein panisches, ein allmächtiges, nämlich des Alls mächtiges Volk. Wir bewegen uns in Gegensätzen, die ein fremdes Bewußtsein nicht begreift. Der Begriff der Pflicht wirkt konservativ; jener der Macht anarchistisch. Beide aber sind konservativ. Es kann für den scharfen Beobachter kein Zweifel darüber walten, daß wir uns in diesem Augenblicke der höchsten nationalen und sozialen selbstwilligen Zusammenfassung in einem Zustand der Erregung und Zerlegung (nicht Zersetzung) befinden. Wir sind in diesem Augenblicke 70 Millionen von Anarchisten inmitten alter, ein wenig erschütterter Gesellschaften der Welt. Diejenigen von uns, die ihre Pflicht am strengsten und exaktesten, weil aus Bewußtsein und philosophierender Bereitschaft tun, mögen es am ausgeprägtesten sein. Man stelle sich unseren

Frontmann, der brav iſt bis zum äußerſten, nicht als einen gläubigen Diener einer in beliebigen Perſonen verkörperten Gewalt vor: Dieſer Frontmann denkt mehr über die Dinge zwiſchen Himmel und Erde, als Euch Eure Schulweisheit träumen läßt, Horatio. Worüber mag er nachdenken? Er denkt über „Macht" nach, wovon Ihr Euch eben, Horatio, ein deutſcher Politiker, ein imperialiſtiſcher Schriftſteller, nichts träumen laßt. Der Begriff „Pflicht" lebte in der Seele des deutſchen Volkes ein myſtiſches Wachstum und eine orgiaſtiſche Fülle. Aber kommt Euch Ahnung, welche myſtiſche Beklommenheit deutſches Hirn und Herz mit dem Begriff „Macht" verbinden? Macht: Tore ſchlagen auf, es iſt eine Dichtung an ſich, Zukunft rauſcht, eine neue Ethik, eine neue Ordnung, chaotiſch regulierend, ſchreibt ehern: es verrauſcht, der Viſionär tut Buße, er kehrt zur Pflicht zurück. Nein, die Philoſophie der Macht iſt noch nicht zu Ende gebracht. Wir erleben ſie, ſchreiben kann ſie keiner; im äußerſten Fall: als Dichtung. Aber die Erregung übertrifft weitaus die jener Zeit vor hundert Jahren, wo die Philoſophie der Pflicht zu Syſtem wurde. An der Front leben und handeln ſie pflichtgemäß, wie ſie's immer tun werden, Deutſche Soldaten: aber ſie ſind nicht nur Soldaten, dieſes Wort iſt eine Denkerleichterung bei Erwägung des Deutſchen. Das wäre ſo der Wunſch der Feinde, den Deutſchen mit dem Begriff Soldat abzufertigen. Doch der Wind geht anders als in die-

ſer ſtillen Gaſſe: Pflicht. In der langen offenen Straße raunts von Bewegung. Geſichter grübeln Macht, Geiſt fragt Geiſt um Macht. Unſere Gegner ſollen Recht haben. Beſtärken wir ſie darin. Wir wollen uns an ihnen zu Bewußtſein bringen.

Was geſchieht? Der einzelne überantwortet ſich dem Staate, daß der Staat für ihn das Problem löſe. Er überträgt dem Staate die Verantwortung. Er ſelbſt lehnt Macht noch ab — er unterſchiebt ſie der Geſellſchaft. Aber dies iſt nicht die Löſung. Nietzſche hat es durchſchaut, deutlich unterſtrichen und abgelehnt, indem er Kriegsimperialismus ablehnt. Aber er hat nicht dieſen abgelehnt, ſondern einzig und allein nur dieſen. Die nurſtaatliche Auffaſſung hat er beſtritten. Es bleibt ein falſches Zitat, ihn als Gegner des Krieges oder territorialer Expanſion anzuführen. Er hat im Gegenteil keinen Zweifel darüber gelaſſen, daß die brutale Eroberernatur, der Cäſar, der Wiking, der Renaiſſancemenſch und Konquiſtador ihm am Herzen liege. Aber die politiſchen Ausläufer der Macht haben ihn nie genug beſchäftigt, ſie feſſelten ihn nicht, er ſah ſie als ſelbſtverſtändlich. Man verachtet jemanden, der ſich auf Eſſen und Trinken ſtürzt und ſeine geiſtigen Freuden verkürzt; aber man würde auch über ſeine Askeſe lachen. Man verlangt von ihm appetitliche Formen: die Größe ſeines Hungers kommt nicht zu Geſpräch. Der Imperialismus ohne Meſſer und Gabel, der Stopfkrieg nach,

engliſchem oder ruſſiſchem Muſter ekelte Nietzſche an. Der natürliche geſchichtliche Vorgang war ihm gleichgültig, weil er ihn beſtätigen konnte. Ihn intereſſierte, wie uns alle, nur das Schwer- oder Kaumzubeſtätigende. Darum intereſſieren wir uns heute für Macht. Auch das Nichtzubeſtätigende wäre unintereſſant. Macht erſchien Nietzſche in richtiger Auffaſſung als ein ſeeliſches Problem, als das es heute über der deutſchen Entwicklung ſchwebt.

Man muß auch hier das Tiefquellende aufſuchen und nicht beim Geregelten und ſchon Objektivierten verweilen. Betont man nochmals, daß Macht nicht erſt etwas Politiſches ſein muß, ſondern lauterſte und urſprünglichſte Menſchlichkeit iſt, ſo verſteht man, daß Nietzſche keine Löſung war, nur ein ſehr deutliches Symptom; aber auch kein Anfang oder Ende. Das Machtproblem des Deutſchen beginnt mit Fauſt und wird mit dem jetzigen Kriege nicht enden. Fauſt ſteht am Anfang des deutſchen Imperialismus. Fauſt, der Deutſche, begegnet auf ſeinem ewigen Wege zu den Müttern der Weltenmacht. Er verſchreibt ſich dem Teufel, dem ſcheinbar Böſen. Darin ſollen unſere Gegner über uns Recht behalten. Was Fauſt anlangt: man könnte ſagen, es *geſchieht* ihm Macht. Er ſucht; und findet am Ende, daß ſein Weſen auf *Bewältigung* geſtellt iſt und dies des Lebens Sinn ſei. Es gibt keine Antwort auf unſere grübleriſchen Fragen. Nur jene Antwort, die wir uns geben. Die Natur appelliert an unſere Produktivität. Hier ſetzt den Fauſt

Zarathuſtra fort. Dieſer zerbricht die Tafeln des Geſetzes, um ſich neue zu ſetzen. Er ruft fragend in die Welt und findet ſichſelber antwortgebend. Eine furchtbare Einſamkeit iſt um ihn. Die Welt iſt leer vom Ideal. Wird er zum Materialiſten? Im Gegenteil — ihm wird die Offenbarung ſeines Willens. Seine geiſtige Zeichnung iſt ſowohl im tranſzendenten (den er willensaktlich konfisziert) als poſitiven Verſtande höchſter Idealismus. Er verbricht und ſchafft, wie ſein Vorgänger Fauſt. Dieſem politiſiert ſich das Bewußtſein gegen das Ende hin, bis er nach dem bekannten Spruche mit freiem Volk auf freiem Boden ſteht und den Augenblick verweilen heißt. Eine Bergſonſche Idee übrigens vor Bergſon; nur fraglich, ob ſie und das Augenblicksverſtändnis Bergſonſch ſind. Iſt nicht die vielgeläſterte deutſche Philoſophie ſo intuitiv, wachstümlich, entfaltſam, ſo momentan und lebendig wie irgend Irdiſches? Wo iſt die ſtärkere Simultaneität von allem als im deutſchen Kopfe? Der Sinn eines ſinnlos erkannten Lebens wurzelt Fauſt, dem ungenügſamen Geiſtigen, ſchließlich in der Tat, in einer politiſchen und ſozialen Machtſchöpfung. In Fauſt, dem Deutſchen, ſind alle Mächte, die einſt im deutſchen Volke drängen werden, ſchon vorgezeichnet. Materielle Macht. Mechaniſche Macht. Politiſche Macht. Erotiſche Macht. Fluidöſe Macht. Es gibt keinen menſchlichen Typus, der angeſtrengter nach Ausnützung aller menſchlichen Energien drängte wie Fauſt.

Keine Literatur beherbergt ihn. Hamlet iſt ein Skeptiker ohne deſſen Verzweiflungskräfte. Die Dämonen Doſtojewskys ſind zu unordentlich und im Tiefſten feige. Die romaniſche Literatur vollends zeigt keinerlei intereſſante Charaktere für unſeren Geſchmack. Denn ſelbſt ein Muſſet, der intereſſanteſte aller Romanen, bleibt ein Valott. Stendhal, der nächſte, kennt wie Balzac oder Flaubert etwas wie eine deutſche Erde und deutſche Sinnlichkeit. Tieferes bleibt verſchüttet. Ich finde bei Taine den Satz „...Metaphyſik aber war noch nie unterhaltſam.“ Er iſt gut franzöſiſch. Natürlich iſt nur Metaphyſik unterhaltſam, weil noch ihre Reſte immer Welten ſind. Darum bleibt die „luzide“ franzöſiſche Literatur, eine Dirnen- und Geldgeſchichtenſerie, die nach unſerem Lebegefühl nicht einmal erotiſch oder ſexuell Inhaltsreiches bietet, für den Deutſchen öd und allein literaturgeſchichtlich oder ethnologiſch Gegenſtand.

Fauſts ganzes Weſen iſt auf Bewältigung geſtellt, obwohl er weder eitel wie der Gallier, noch habſüchtig wie der Engländer iſt. Er ſieht Aufgaben vor ſich, turmhohe Fragen, betrachtet ſein Leben von letzter göttlicher Wertung aus. Durch ihn wird die Frage nach Macht angezeigt. Nach ihm leben vier Geſchlechter unter dem ſteigenden Druck der Frage. Der Alltag der Nation kommt unter den kategoriſchen Imperativ der Macht zu ſtehen. Der einzelne erlangt materielle Macht, Geld und Einfluß. Das Streben darnach wächſt,

aber es erfüllt immerhin nur einen kleinen Teil des Volkes. Der materielle Selbsterhaltungstrieb des Deutschen ist im allgemeinen sehr schwach entwickelt. Er ist nachgiebig und leichtsinnig in dieser Beziehung. Jedermann wird aus seiner nächsten Familie diese Erscheinung kennen. Nahezu alle von uns verfügen jedoch über mechanische Macht. Die technische Entwicklung gerade unserer Nation kommt uns entgegen. Wir sind scharfsichtig für und böse über Mängel in dieser Hinsicht, der vollendete „Druck auf den Knopf", der alles mechanische auslösen soll, ist unser Traum. Die politische Macht des einzelnen mehrt sich mit Zunahme der Bildung, den Fortschritten des Wahlrechts und der Verwaltung. Sie ist im Durchschnitt heute im deutschen Volk am prinzipiellsten durchgeführt. Ein brennendes Interesse sammelt sich um erotische Macht. Sie drückt der Zeit den Stempel auf, sie verrät alles. Wäre ich Sir Edward Grey gewesen, Wedekind hätte mich mißtrauischer auf Deutschland gemacht als Graf Reventlow. Nirgends zeigt sich der blutgegorene Machtwille so stark, wie im Aufschäumen des Geschlechts, im Aufbrechen der erotischen Wunde, die einer ganzen Zeit von drei Jahrzehnten geradezu das Gepräge verleiht. René Schickele läßt seinen Helden Benkal voraussagen, daß er den Krieg „an den Frauen kommen spüre. Sie sind so wonnig aufgeregt, so schreckhaft und wild." — Die deutschen Knaben überfällt das „Leiden am Körper", wie vordem im Mittelalter einen

deutſchen Knaben das „Leiden am Geiſte“ um die Seele. Die körperlichen Machtmittel wachſen ins Bewußtſein: aber man iſt deutſch und muß erſt um ihr Daſeinsrecht ringen, um Selbſtbeſtätigung, um die Verſittlichung des neuen Erlebniſſes. Man erſtrebt und fürchtet die vollendete Körperlichkeit. Es geht wieder um Bewältigung, um den Druck auf den phyſiologiſchen Knopf, ſozuſagen. Man treibt Sport, man trainiert mit Bänden von körperdienender Gelehrſamkeit: jawohl, man dient dem Körper, wie man einem Ideal dient. Es handelt ſich um einen deutſchen Körper, der mehr Schönheit, Zucht und Kraft beſitzen ſoll als der engliſche. Mit Bewegungen aller Art, Freiluft, barfuß, barhaupt, ungemäſtetem alkoholfreiem Magen probt man letzte Krafttypen aus. Alles dies geht in ſchweren Ekſtaſen, Zweifeln, Kaſteiungen, Beſinnungen, Umſtürzen und endlicher Befreiung vor ſich. Iſt ein ſolches Volk nicht gefährlicher als ſein Krupp? Welche Gefahr für fremdes Sein: der deutſche Körper wird Inbrunſt! Mit dieſem Körper ſiegt man. Über wen? Über Männer, über Frauen. Erotiſche Macht, nicht die derbe des Lebemanns, ſondern die kraftproblematiſche des innerlichen Menſchen, iſt lebhaft in den Kreis der Beobachtung und Bewertung gerückt. Man entdeckt in Deutſchland das diaboliſche Verführertagebuch Kierkegaards. Es gelingen die tiefſten erotiſchen Romane dieſer Zeit in deutſcher Sprache, die Bücher Heinrich Manns und Otto Flakes. Die feinſten

Gewalten des Körpers werden ausſpioniert. Keine Literatur kennt in dieſer Zeit Bücher wie „Frühlingserwachen" von Wedekind, und jenes andere Frühlingserwachen von Thomas Mann, „Der Tod in Venedig". Wedekinds „Hidallah" verkündet einen vollwertigen Imperialismus, die Macht der Schönheit. „Prodromos" von Peter Alterberg iſt ein summus vir der Verdauung, ein arbiter elegantiarum der phyſiologiſchen Haltung, der alltäglichen Wichtigkeiten. Er vertritt den Imperialismus des kleinen Tages, der deutſchen Gründlichkeit und Syſtematik. Die Pſychologie der neuen Romantechnik bewältigt die Seele der Zeit. Es wird mehr denn je Eroberung, zu ſchreiben, herrſchermäßige Arbeit, Literatur zu ſchaffen. Alles iſt auf Steigerung, alles, auch der Verführerroman iſt auf Erziehung zum höheren Typus geſtimmt. Man ſchildert nicht mehr, man peitſcht auf und ſtürmt. Man erläßt Schlachtpläne; wenn man beſchreibt, verrät man eigene oder feindliche Stellungen. Man exponiert ſich, das ſoziale Ich iſt wertlos, ſeit man zum höheren ſtrebt. Die Vornehmheit ſucht ſich ſelbſt in der Kleidung; die Bewältigung des kleidenden Details (eine deutſche Neuheit), die praktiſche und hygieniſche Beziehung zwiſchen Körper, Luft, Licht und dem trennenden Stoff wird erforſcht. Smartneß, Fitneß, Schick ſind keine ausländiſchen Begriffe mehr. Man übertreibt ſie ein wenig, auf der Suche nach dem abſolut Mächtigen höhlt ſich der Trieb aus. Die Verbeſſerung

des deutſchen Kleides iſt ein weſentliches Zeichen für die Friſche und Aufgewecktheit der Raſſe. Viel fremde Ablehnung ſaß vom ſchlechten Schnitt im fremden Auge. Geht deutſcher Wille und Formenſinn aus Hinterwelten erſt einmal in der Schneiderſtube, wird er auch hier Gegebenes zu ſeinen letzten Möglichkeiten organiſieren.

Eine Zeitlang ſchwirrt das Wort „Amerikanismus". Es iſt ein falſcher geographiſcher Begriff, man ahnt nicht, daß man in Deutſchland amerikaniſcher lebt als in Amerika, dem beiläufigſten Lande. Aber was man verſteht und verehrt, iſt kennzeichnend. Der Bernhard Kellermannſche Roman „Der Tunnel" erlebt waghalſige Auflagen. Man verſteht die großen Gründer, Techniker, Schöpfer, Unternehmer und Strategen, die Mächtigen. Der Krieg hat den Typus der Aktion, der Offenſive, der Unternehmung, der Schnelligkeit, den Druck-auf-den-Knopf-Typus vollends von Amerika nach Deutſchland verſetzt, wie es nach ſolchem ſoliden Schwärmen für jene Fiktion nur gemäß war. Der Däne Johannes V. Jenſen wird unter Deutſchen ein kulturgeſchichtlicher Ahnherr. Die Romane Otto Soykas zeichnen den allgemein erwünſchten Typus ins Romantiſche. Es ſind Menſchen einer abſoluten mechaniſchen Macht. Unzufrieden mit dieſer Erſcheinung des Stofflichen motiviert ſie der Verfaſſer fluidös. Es ſind fluidöſe Menſchen. Deutſche Zukunftsmenſchen, Menſchen ſpiritueller, telepathiſcher, medialer Fähigkeiten. Denkende Pferde

und Hunde, Probleme seelischer Funktionen, die bisher unbekannt waren, wie zum Beispiel die Erscheinung Schermann, ein Visiograph, beschäftigen lebhaft den neudimensionierten deutschen Geist. Es ist der Weg, den wir alle demnächst gehen werden.

Das Unternehmen Krupp ist ein Imperialismus für sich; mit ihm alles ähnliche. Die ehedem hauptsächlich von Deutschen erfundene und getragene rote Internationale ist ein Imperialismus. Täglich sieht der Einzelne seine Kreise sich weiten. Seine Vitalität erschüttert sich zum Positiven. Es ist ein Chok nach vorwärts. Unsere Rasse lebt in einer Atmosphäre der Erregung und Steigerung, durch diese erst Rasse geworden. Etwas Neues ist ins Bewußtsein gerückt: Macht... keine politische, eine Weltanschauung, Weltanfühlung: ein Weltbewußtsein. Die Stimmung des einzelnen summiert sich zum Rassebewußtsein. Denn heute, nach dem politischen Untergang des germanischen Gedankens, sind wir eine Rasse für uns.

Fauſt. Münchhauſen. Zarathuſtra

Geſtehen wir's ehrlich, wir ſind ein, nein wir ſind das imperialiſtiſche Volk. Aber nicht Bismarck und nicht Wilhelm II. ſind unſere Trainer geweſen, wie nur Politiker ohne Menſchenkenntnis glauben können. Nicht einmal Nietzſche, denn auch dieſer war ein Getriebener gleich uns und nur Symptom eines innerlichen Vollzugs. Fauſts Sehnen ſteht ſenkrecht nach aufwärts deutend, wo wir im wagrechten nun weit die Grenzen deutſcher Zunge überſchritten haben. Vom irdiſchen Widerſtand gebunden, iſt dieſe wagerechte Linie unſeres Siegeszuges die Komponente unſeres Triebes zum Senkrechten. Hören wir den Gegner. Die beſten Männer und ſtärkſten Geiſtigen der Völker, mit denen wir im Kriege ſind, bekämpfen uns mitleidlos mit den ihnen zu Gebote ſtehenden Waffen, obwohl wir ſie ſelbſt oft auf den Schild der Wiſſenſchaft oder Kunſt gehoben haben, hinter dem hervor ſie nun nach uns zielen. Dies konnte uns verblüffen, denn wir hatten ſie für feiner und klüger gehalten. Unglücklich braucht es uns nicht zu machen. Es liegt etwas Schmeichelhaftes in ihrem Haſſe, umſomehr, als ſie beinahe Recht haben. Ihre Optik iſt auf Diſtanz eingeſtellt,

jene des Raums wie auch der Schattierung. Sie können vieles überſichtlicher, ſchärfer, unterſcheidender ſehen. Wir ſind in unſer eigenes Epos eingeſponnen. In der Tat, wir mögen das imperialiſtiſche Volk unſerer Gegner ſein. Wie wir es ſind, können wir ſelbſt nicht bemerken. Uns fällt nur das Uferloſe, Maßloſe unſerer Art ins eigene Geſicht, wir ſind, obwohl wir das gemachteſte, gezüchtetſte, gedrillteſte, erzogenſte Volk ſind, ein naives Volk; weil vielleicht kein Volk ſo menſchlich und untraditionell empfindet wie wir, wir aber all dies, die Tradition, die Zucht, und ſogar die herangezüchtete Naivetät ziehen, wie man Schößlinge zieht — nein, ich nehme Münchhauſen neben Fauſt als deutſchen Urmenſchen in Anſpruch, dieſe Rieſenphantaſie, dieſen Kreuz- und Querdenker, der ſich ſelbſt und eigenhändig bei einem Haarſchopf, bitte einem Haarſchopf aus dem Waſſer zieht, den er gar nicht beſitzt, denn es iſt eine Perücke. Aber ſo günſtig iſt bei ihm ſogar die Perücke, die Mache. Genau die gleichen self made men ſind wir inmitten dieſer Welt. Alles was wir ſind, ein Urſprung, ein Urdaſein von Mann und Volk, ſind wir als Reſultat unſerer ſelbſt. Verſtehe das, Engländer oder Franzos, wer's kann. Münchhauſen bleibt unüberſetzbar. Die Übertreibung mit Gemüt und Lachen, die Mordskerlhaftigkeit, die ſich ſelbſt beim Schlaffitchen nimmt, die überſtrömende groteske Vollſaftigkeit nehme ich für unſer Volk in Anſpruch. Übertreibung ſchlägt Rekord.

Gibt es eine ſtärkere Übertreibung menſchlicher Leiſtungsfähigkeit als die deutſche Leiſtung dieſes Krieges?

Wir lächeln jeder Qualifikation, weil wir uns ſchlauerweiſe auch noch anders wiſſen. Denn wir beobachten uns und Selbſtbeobachtung nivelliert das Ich. Der Gütige, der Mutige ſind erſtaunt über Leiſtungen, die ſie vollbracht haben ſollen; die eigenen ſchweren Augenblicke ſind ihnen ſtärker in Erinnerung. Der Verbrecher findet die Welt ſinnlos und verſteht das Geſetz nicht, das nicht den harmoniſchen Ablauf ſeines Verbrechens anerkennt. Sein Verbrechen ragt nicht aus ſeiner ſonſtigen Seele hervor. Auch wir, Verbrecher vorm fremden Auge, verſtehen das fremde Geſetz nicht. Die Selbſtbeobachtung raubt der Individualität Bezeichnung und Formel, ſie „militariſiert" das Innere. Innerliche Menſchen geben gute Militärs. Wir ſelbſt ſehen alſo nur die häufigeren Augenblicke unſerer Demut, die leichte Hand unſerer Tatkraft und Macht wird uns erſt ſpät müde alſo bewußt. Des Gegners Fehler beſteht nun darin, daß er das traditionell Figürliche anſieht ſtatt des Beweglichen. Darin irrt ſelbſt Romain Rolland in ſeiner Auffaſſung des Deutſchen, es irrt Bernard Shaw, wenn er das Deutſchland Goethes gegen das Deutſchland Bismarcks oder Hindenburgs ausſpielt. Unſere Welt iſt ſo weit! Mozart und der preußiſche Feldwebel ſind ringende Kräfte in uns, gewiß. Aber ſie ſind es in uns, es iſt unſere erkluſive Angelegenheit.

Shaw meinte, das Volk der Dichter und Denker ſei ein freundlicher, die belgiſchen Eroberer ein garſtiger Anblick. Dieſes Konverſationsurteil iſt kindiſch und unverſchämt. Der fremde Zeichner gibt unſere Männer klotzig, übermuskulös und wilde Kraft ausſtrömend. Hm, dies iſt die richtige Witterung. Er gibt eine etwas lächerlich gemachte Monumentalität, eine hiſtoriſch-phyſiologiſche Tatſache der Zukunft, etwa wie Egger-Lienz oder Metzner, aber mit böſem Grinſen. Die Meinung, daß wir Weſen voll pedantiſcher Kleinweltſorgen und ätheriſcher Verhuzelung ſeien, ſtimmt jedenfalls heute nicht. Wir ſind naiv, was das fremde Bewußtſein anlangt, darum haben wir einerſeits eine Neigung zur Idylle, wie alle Heroiker, anderſeits ein Vermögen, uns Fremdes anzueignen. Und wir ſind auch Theoretiker. Aber wir ſind es ſo intenſiv, daß ſich die Realität, gleichſam beurlaubt und gut erholt, in grüner Pracht ſofort einfindet, ſobald ſie erſt einmal aktuell geworden iſt. Die „Geſetztheit des deutſchen Charakters" iſt eine doppelzüngige. Der Deutſche iſt geſetzt genug, um den Alfanzereien der Realität auszuweichen, wie einem ſchlechten Frauenzimmer. Aber er ſelbſt hat ſich ſo geſetzt; das ſchlechte Frauenzimmer, Kundry, kennt er gut, er iſt Pſycholog, es iſt die Natur. So oft es in Betracht kommt, iſt er Sieger auf den erſten Blick. Er iſt heute der Herr der mechaniſchen Macht. Hier iſt alles introſpektiv-tranſzendent verwachſen. Natürlichkeit iſt Folge, nicht Urſprung. Am

unnatürlichſten ſind Naturvölker. Alles, er ſelbſt, iſt zum zweiten Male da: durch den Deutſchen ſelbſt, kritiſch geregelt, vernunftdurchdrungen, handhablich geſchweift. Darum leben wir im Feindesaug als intellektuelle Untiere.

Hat man uns? Hat uns Wells erraten, in ſeinen merkwürdigen zerebralen, techniſch fähigen Käfern früherer Romane, in dieſen Fabelorganismen von grauenerregender Zerſtörungskunſt? Sind wir intellektuelle Monſtren, überziviliſierte Kulturloſe, eine Plage der menſchlichen Gehirnentwicklung? Ach, Logik iſt unſere ſchwache Seite — vielmehr, da wir metalogiſch denken, unſer Mangel an ihr unſere ſtarke: und dann ſind wir ganz harmlos. Man muß lachen über die engliſche Anſtrengung, dieſen Zeichnerſchweiß alter verkappter Romantiker. Macht iſt nichts Dämoniſches, ſie iſt ſo harmlos wie eine Mahlzeit. Dämoniſch ſind wir auf dem innern Wege zu ihr: wenn wir mit der ſittlichen Aufgabe ringen, die ſie uns aufgibt. Ein Volk, wie wir ſind, deſſen Beſtandteile ſich in fortgeſetzter freſſender, wachſender, hypertrophierender, abſterbender und in anderem auferſtehender Bewegung befinden, kann man von uns ſchlechthin Alles ausſagen: wir können nur mit dem Kopfe nicken. Darin liegt unſere Harmloſigkeit, aber auch unſere Gefährlichkeit. Sind es wirklich unſere Mörſer, unſer Train, unſere Eiſenbahnen, unſere wirtſchaftlichen Vorräte, die auf den Gegner ſo ſchweißtreibend wirken? Ich glaube kaum.

Denn England iſt wohl immer noch reicher als wir, es iſt kühn, ſtark, tatkräftig regiert und zäh. Aber weſſen kann man vom Deutſchen noch gewärtig ſein? Dieſe Frage iſt der Alp, der auf der fremden Belletriſten- und Romanziersphantaſie liegt.

Nicht allein auf dieſer; auch auf der Phantaſie, beſſer auf dem Mangel daran des Philoſophen. Bergſon ſpricht. Es muß vor allem geſagt werden, daß die in Deutſchland jetzt übliche Degradierung dieſes ſehr geſcheiten Mannes nicht geziemend iſt. Bergſon iſt ein ſehr guter konſtruktiver Kopf, er iſt beinahe ein deutſcher Kopf, man merkt ihm jedenfalls die jüdiſche Herkunft an, die ihm eine Überlegenheit über den ſonſtigen galliſchen Philoſophentypus ſichert. Es iſt nun heute einmal ſo, daß deutſcher und jüdiſcher Geiſt ſich zwar keineswegs decken, aber in ihrer beiderſeitigen Weltläufigkeit und in der Tatſache ihrer Fähigkeit zur Abſtraktion (die im Übrigen grundverſchieden iſt) einander näherkommen als irgend zwei andere Geiſte. Den Gründen, dem Problem und den Chancen nachzuſpüren, die ſich daraus ergeben, iſt hier nicht der Ort. Sie werden Gegenſtand einer anderen Unterſuchung ſein. Bei Bergſon ſei das jüdiſche Element feſtgeſtellt, das einzig ihn zu einem beachtenswerten Denker macht. Es iſt erſtaunlich, ihn unter unſeren nicht einmal ſachlichen, ſondern philoſophiſchen Gegnern zu finden. Nicht weil er bei einem deutſchen Buchhändler in beſſerer Überſetzung erſchienen und wohl

von jedem regeren Deutſchen geleſen worden iſt. Das kann doch einen Künſtler oder Schaffenden nie verpflichten, der, um gut zu geben, auf dem Standpunkt ſtehen muß, ich gebe. Sondern weil in der Tat die Bergſonſche Philoſophie wie ein geiſtreicher Abzug von dem deutſchen Leben vor dem Kriege erſcheint. Ihr „feuilletoniſtiſch" benannter Mangel beruht offenbar auf der zum Philoſophieren ganz ungeeigneten Sprache, in der ſie geſchrieben iſt. Nur ein Fremdraſſiger konnte in dieſe Sprache, die ſie nicht hergibt, eine Philoſophie hineinſchreiben. Die blumig und ſchwelgeriſch geſchriebenen Bücher ſind allerdings peinlich; aber wie peinlich wirkt es erſt, das philoſophiſche Antideutſchtum zu konſtatieren! Bergſon iſt hiermit unter jene engliſche Zeitungsrubrik „Stimmen aus dem Publikum" geraten. Er riecht intellektuelle Hunnenhaftigkeit! Unſere Philoſophie und unſer unerkanntes Weſen erſcheinen ihm ſeltſamerweiſe als Gegenpole ſeiner eigenen Lebensarbeit. Es muß ihn dünken, als hätte er ſeit je uns, die Intellekttiere gemeint. Höchſt ſchwach gedacht und beobachtet! Er überſieht, daß wir ſelbſt ihn praktizieren, daß unſere ganze Entwicklung nichts anderes iſt als „ſchöpferiſche", als unendliche, unräumlich vorgeſtellte Deteleskopierung eines Seins. Ein Durchgangsleben, eine ewige raſtloſe Improviſation. Denn wir ſind natürlich gar nicht intellektuell. Unſer Intellektualismus iſt nur Station innerhalb der Bewegung, Form innerhalb

der dauernden Improviſation. Wir ſind eher myſtiſch und laſſen uns vom Urbeginn zum Urende gleiten. Es gibt in unſerer geiſtigen Entwicklung eine Strömung, die man „wiſſenſchaftlichen Skeptizismus" nennen könnte. Seit Jahrzehnten gehen Zeitſchriften junger Denker dieſen eigenmächtigen Weg, der dem „Geiſt" im höchſten Sinne die Ruheſtatt ſeiner ſchmiegſamen Beweglichkeit ſichern ſoll. Der Mangel auch der Bergſonſchen Theorien, unſer Intereſſe unterbindend, iſt, daß nirgends ein Anſatz zu einer höheren Sittlichkeit ſichtbar wird. Denn Sittlichkeit iſt beides, die Formel, das Geſetz erfüllen und es — brechen. Aber auch: Die Formel, das Geſetz wieder ſchaffen, es ſetzen. Der dritte Grad wird bei fremden Denkern nie erreicht. Man ſchafft Traditionen, Maßregeln, ſoziale Kontrakte, man macht Revolution und köpft Köpfe, die wirklich noch Köpfe waren: aber man gelangt nie zu dieſer Spannung, dieſer ſich ergießenden Vitalität, die Bergſon erſchaut haben will. Eine Sittlichkeit im Kampfe gegen ſich, ſich ſelbſt gebärend — bergſonſch — iſt entdeckt: ſie iſt deutſch, fauſtiſch, nietzſcheſch. Löſend — ſetzend: anarchiſch — konſervativ: dies, nie eins allein iſt unſer deutſches Sein. Wir ſind das Volk des „élan vital"; heut anders denn geſtern, paniſch, uferlos. Beſſer als ſein Philoſoph ſieht der Gegner im übrigen unſere geiſtigen Regungen und fürchtet die politiſche Praxis. Hat er Recht? Er hat Recht. Ob er das Recht hat, uns zu ſtören, wird ſich zeigen.

Wir beſitzen nicht die Dinglichkeit des Franzoſen, nicht die Gediegenheit des Engländers. Denn wir beſitzen beides und Alles, aber erſt über unſeren Kopf, unſer ſeeliſches Erlebnis, unſere „mentale" Produktivität. Das Ding iſt ein Produkt des Subjekts. Was iſt und klar iſt, ſetzen wir. Im Grunde huldigen wir, wenn wir drauflosdenken, alle dem Solipſismus. Wir denken wider unſeren menſchlichen Geſchmack ſo; denn es iſt kalt dort oben bei solus ipse. Und welches tauſendſte Kanälchen iſt doch die Bergſonſche Theorie vom großen Strome: Fichte! Wir löſen, wir heben auf, aber wir ſetzen wieder. Wir zerſtören Belgien, eine Garnitur hübſcher alter Kirchen: Aber wie würden wir es wieder zu einer Neuheit aufbauen, wenn wir drin blieben! Zarathuſtra lehrte: Die Tafeln des Geſetzes ſind zu brechen. Meiſelt neue aus! Stiftet Satzungen an! Setzet! Immer in „Poſitur": dieſe Spannung iſt es, die andere an uns ſehen, eine Manieriertheit des Einfachen, außerordentlich Vernünftigen, Soldatiſchen. Schau dir, Deutſcher, den ekelhaften preußiſchen Offizier oder Lehrer in des großen Doſtojewsky Romanen an. Man ſieht uns als etwas ſehr unechtes, gezwungenes, unnatürliches — als Intellektiker wie Bergſon, als Gehirne ohne Scham, als eine höchſt raffinierte und infame Abart von Beſtien, von Tieren ſpätmenſchlicher Entwicklung, von Wieder-Tieren. Wir haben, das weiß jeder, uns mit Fauſt dem Teufel verſchrieben. Das ſtimmt. Aber es verſteht's niemand.

Frommes Europa! Der Teufel erfindet für uns Maſchinen, Mörſer, U-Boote, Gaſe, Zeppeline, Eiſenbahnen. Gut, wir ſind ſo, wir wollen uns aber darum nicht entſchuldigen. Die jetzigen Völkerantipathien werden ſich bis auf weiteres ſteigern, bis ſie ſich verbraucht haben. Nach dem Kriege wird die Macht des Deutſchtums vielleicht allein imſtande ſein, den internationalen Verkehr zu ordnen, an deſſen dauernde Unterbindung heute kein vornehmer Deutſcher mehr glaubt, weil er ſeine eigene Kühle und den eigenen Willen zur Wiederherſtellung der alten internationalen Verhältniſſe kennt. Im Gegenteile: Nach dem Kriege werden die Deutſchen wie die Gereizten reiſen, man wird ein halbes Volk auf Wanderſchaft ſehen und es anfänglich mißtrauiſch, aber mit zunehmender Befriedigung und ſchließlich getröſtet aufnehmen. Auch dies ein Ausfluß deutſchen Imperialismus: dieſer vielleicht erſt der rechte.

Geben wir ruhig, ohne Deſperadoſtolz aber auch ohne Kränkung zu, daß wir Scheuſale ſind. Betrachten wir unſere Lage unter den Völkern mit Kühle. Und machen wir, nach außen geſchloſſen, es untereinander aus, wie wir dieſe Macht, die uns heute im Blute liegt, verſtehen und verwenden wollen.

Macht auf Erden

Die Machtfrage ist ungelöst. Auch Nietzsche hat sie nicht gelöst, nur aufgeworfen. Er beobachtete sie rings um sich her in ihrer Entstehung; sie war eine „zeitgemäße Betrachtung". Nach diesen Bemerkungen und Ausflüchten könnte ein Scharfsichtiger gegen das vorliegende Buch einwenden, daß es nur verlegen weiterbeobachtet und sich die Endgültigkeit durch Weitergabe erspart. In der Tat, das empfinde ich auch. Ich muß nun ein Geständnis machen, obwohl ich gehofft habe, daß jener Scharfsichtige mich auch ohne dieses verstehen würde. Nun, die Machtfrage kann von mir nur für meine Person gelöst werden. Für die Allgemeinheit nicht; denn jedermann muß sie selbst lösen. Das heißt, die Frage wird jetzt gelöst, und zwar gerade in jener reizbaren Geistigkeit, die uns der brutale Machtkampf auf den Schlachtfeldern hinterlassen wird. Daß und wie der Deutsche zur Macht kommt, ist kein Problem. Problem ist erst die sittliche Begründung. Der Gedankenverlauf ist der folgende: Darf ich mächtig sein? Das „Dürfen" natürlich nicht von autoritärbehördlicher, das ist es sittli-

cher, ſondern von ich ſittlicher Erlaubnis aus verſtanden. Dann, inſoforn der deutſche Geiſt beharrlich und zäh in der kritiſchen Perluſtrierung der Vorausſetzungen iſt: Darf ich dürfen? Mit dieſer Frage tritt ein intereſſanter Fall ein: eine Inſtanz wird aufgehoben. Jeder fühlt und kann es ſchrittweiſe ausdenken, daß er, ſagt er erſt einmal: „darf ich dürfen", die oberſte Autorität unſerer deutſchen Selbſtſittlichkeit aus den Angeln hebt. Die Frage iſt aber nicht gleich einem: „Muß ich dürfen"? Dieſe Frageſtellung würde ſofort das Ich ſittliche aufheben, und das Problem würde ein rein esſittliches, alſo nach unſerem Gefühl überhaupt kein weſentlich ſittliches mehr. Wenn aber einer nur einigermaßen zweifelt, ob er dürfen darf, zweifelt er nicht nur, ob er von ſich aus muß, ſondern er weiß, daß er nicht darf. Etwas Furchtbares iſt geſchehen: Das deutſche Denken hat die Pflicht hinweggedacht, hinweggefragt. Es iſt unſittlich, zu dürfen; unſittlicher, zu müſſen. Der ſittliche Wert des Pflichtbegriffes beruht in der Freiheit, mit der ich ihn ſetze. Wenn ich aber als Deutſcher gleichſam zur Pflicht verurteilt bin, worin beruht dann ihre Freiheit und ihre Sittlichkeit? Ich ſetze die „Pflicht". Sie iſt mein freier Akt. Von ihr aus darf ich dürfen oder nicht dürfen, je nachdem ich von ihr aus nicht muß oder muß. Sofern ich jedoch aus Trieb, ſittlich zu ſein, auch die Pflicht ungenügend und ſehr ſchablonenhaft, nicht „ſchöpferiſch", aber erleichternd erfinde, und ſie anſtändigerweiſe in Frage

ſtelle, iſt ſie keine jungfräuliche Autorität mehr. Es iſt nicht mehr anſtändig, mit ihr zu verkehren. Ich frage, wenn ich gründlich bin, weiter: was iſt anſtändig? woher kommt mir die „Pflicht" zur Anſtändigkeit?... bis ins Unendliche. Das Dilemma verklettert ſich. Ich gelange zur poſitiven Schöpfung, zur Satzung. Ich kann die „Pflicht" nun trotzdem ſetzen, aus Eigenſinn und Anhänglichkeit für eine Sache, die nun einmal real und von allen am praktiſchſten iſt. Alle unſere Philoſophen, Nietzſche ausgenommen, beſtätigten ein ſehr einfaches Erlebnis, die Not zur Pflicht, unter dem Geſichtswinkel der ſich ſelbſt beweiſenden Formel, daß Freiheit das Selbſtwollen eines fremden Wollens ſei. Dies iſt eine ſehr mutig und vornehm getragene Verantwortung. Ich kann mich aber auch auf weniger einlaſſen, was dann mehr iſt, wenn es das Gefühl bis zu einem kleineren Reſte befriedigt. Ich gelange auf die dialektiſche Spitze, lieber die Andere, die Verworfene, Lilith, die Urſprüngliche zu ſetzen: die Macht, die Freiheit, die Willkür. Ich für mich, jeder für ſich, wir alle für uns... da zwänge es uns ſchon, Einſchränkungen zu machen, aber nun wird es erſt ſittlich.

Was iſt geſchehen? Das deutſche Denken iſt ſich treu geblieben in der Untreue — Hagen, nicht Siegfried iſt der deutſche Typus — und hat die Pflicht denkeriſch verbraucht. Es wäre kein Wunder. Um Himmelswillen, pflichteifriger als unſere Frontleute ſind, kann man wohl

kaum ſein. Aber wer von denen, die heute nur kleine, gemütliche, ungefährliche Pflichten hinter der Front verſehen, hätte nicht von der „Pflicht" als der Seele des Deutſchtums groß geredet? Schnack. Broſchüren, Bücher, Werke bevölkern dieſen Zirkus. Die Pflicht iſt vorerſt einmal ebenſowenig ein Monopol des Deutſchen, als der Deutſche nur auf ſie eingeſchuſtert iſt. Ich glaube, der Deutſche iſt weſentlich geſcheiter und vornehmer. Seine Mehrleiſtung iſt dieſe: Er ſetzt die Pflicht ab, dann ſetzt er ſie ein; aber nicht wieder ein; ſie iſt vorher nie dageweſen. Schuf nicht der deutſche Myſtiker ſeinen Gott, und war dieſer Gott nicht ebenſo dauerhaft, praktiſch und gediegen, wie nur Gott ſein kann? Wie ſetzt der Deutſche die Pflicht ein? Als Pflicht, pflichtlos zu ſein. Er kreiert die Macht. Iſt etwas geſchehen? Nichts iſt geſchehen. Der Deutſche hat eine höhere Art Pflicht gefunden, eine heilige Pflicht, innerhalb der erſt wieder die profane Pflicht ſittlich reif und ſüß wird. Es ſcheint, hier lauert ein Widerſpruch, der Gegenſtand der Verteidigung und der Beweiſe hat ſeine Rolle getauſcht? Was iſt der Erfolg einer derartigen dialektiſchen Unterſuchung? Der Erfolg iſt Bewegung, ſchöpferiſcher Widerſpruch, um zum Spruch zu kommen, iſt Durchbildung eines Begriffes, Herrſchaft über ein ſprödes Begriffsmaterial. Der Vorgang iſt deutſch, man nennt ihn denken. Macht iſt alſo nur ein Superlativ zur Pflicht. Des Deutſchen notoriſcher Demut iſt Pflicht verantwor-

tungsvoll und ſchwierig. Es wird Pflicht, mächtig zu — werden. Der kategoriſche Imperativ der Macht iſt geſchaffen.

Ich finde in ſehr guten Büchern der letzten Zeit die neue Erkenntnis, daß der Gegenſtand des geſchichtlichen Ablaufs nicht das perſönliche, ſondern das Staateninviduum ſei. Nicht ich bin, auch für den Menſchen, intereſſant, ſondern etwa Bolivia. Dementſprechend hat nicht der Staat Pflichten gegen den Bürger, aber der Bürger gegenüber dem Staate. Das hat ſicher keiner im Schützengraben entdeckt. Dagegen möchte ich mich verwahren. Ich bin ein Anhänger meines eigenen Buches. Es wird angenommen, daß der Staat ein Naturprodukt ſei wie ein Zwetſchkenbaum oder ein Termitenhügel. Das trifft zu, aber eben nur in jenem Grade, in dem es auf einen Korkzieher, einen Zylinderhut oder ein lyriſches Gedicht zutrifft. Selbſt in jenen Augenblicken, wo ſich der Menſch ſcheinbar am weiteſten von der Natur entfernt, handelt er nach ihren Intentionen. Auch der Eunuche, der Glasbläſer, der Selbſtmörder und ſogar der Kriegsberichterſtatter ſind Naturprodukte. Meine bewußteſte, phantaſtiſcheſte, egoiſtiſcheſte Willkür iſt mehr Stimme der Natur, als die Notdurft eines Staatsweſens, die mich in der Figur eines Steuereinziehers, Polizeibeamten oder Zenſors bürgerlich modifiziert. Nein, nicht mehr, aber ebenſo. Denn ſieh, wir vier zuſammen ſind erſt der Staat. Der Staat hat keinerlei

überperſönliches Daſein. Nur eine halbe, klobige Phantaſie, die ſich an ſolche Bilder halten muß, konnte zu dieſer Meinung kommen. Immer gilt: der Staat bin ich. Jeder iſt ein ſolcher Sonnenkönig. Erſt bis der Ärmſte (aber wirklich der Ärmſte), der Dümmſte, das Jüngſte und der Älteſte dies ſagen können, iſt der Idealſtaat erreicht. Bis dahin iſt er anderſeits aber auch nicht ausgeſtorben, wie eine andere Theorie meint. Denn Staat iſt eben das Daſein vieler Ichs, Staat iſt auch die Ausſprache zweier Metaphyſiker über ihre Probleme; oder das Marktplauſcherl zweier Hausfrauen. Die Verwaltung, dies mag einmal verſchwinden. Aber die Verwaltung iſt eben nur eine ſchlechte und proviſoriſche Verwaltung. Der Staat iſt etwas Immanentes, nichts Vorgeſetztes. Es iſt einer unſerer Erziehungsfehler, daß die große Menge und oft auch ſehr ſelbſtändige Männer dieſes Subordinationsbewußtſein ſtatt des Immanenzbewußtſeins beſitzen.

Man muß ſehr vorſichtig ſein, wenn man aus dem Kriegs-, dem extremen Tod und Lebensfalle Folgerungen auf die Staatsidee zieht. Immer roßkurt auch der ſchlimmſte Bader nicht. Es iſt nicht ſchwer, den Gedanken fortzuführen. Ich kann ſagen, oho, nicht der Staat, ſondern die Relation der auf der Erdoberfläche verteilten Staaten iſt der Endzweck, denn Staaten gehen zugrunde, der Begriff der Relation bleibt. Und nicht der Begriff der Relation, — wo iſt er ohne den Menſchen —

der Planet, auf dem er gedacht wird, iſt letztes Objekt. Schließlich die Milchſtraße, das Gewölbe, Gott. Schließlich wieder ich. Es iſt an der Zeit, daß wir Deutſche den Begriff Pflicht durch Macht erſetzen, da die Engländer uns jene ſamt dem Militarismus ſchon nachmachen. Ich betone nur dies: Im Schützengraben, wo man verdammt ſeine Pflicht tut, — daß man ſeine Pflicht tut, obwohl man ſie, nicht von ſittlicher Inſtanz her, tun muß, iſt eine ethiſche Diskuſſion für ſich — iſt jene Lehre nicht entſtanden. Im Schützengraben entſteht das Machtproblem und hält aufrecht.

Gegenſtand und Ziel der Entwicklung iſt der Menſch. Staat iſt nur deſſen ixte Extremität. Ebenſogut könnte ich ſagen, die Lokomotive, die, wenn ich ſie nicht erfinde, ich doch bezahle, iſt ein höheres Weſen als ich. Das meint ja leider der Lokomotivführer, der Schaffner und der Herr Stationsvorſtand auch. In Kriegszeiten, wo eine Lokomotive wertvoller iſt als ein Bataillon, das ſie zieht, weil ſie über den Betrieb, alſo über eine ſtrategiſche Maßnahme, alſo über das Schickſal von Armeekorps entſcheidet, iſt das gültig. Aber in Friedenszeiten werden wir Anſtände haben, der Schaffner und ich. Dieſe Meinung führt zur Staatsſchaffnerei, vor der wir Deutſchen uns ſehr hüten müſſen. Man kann nicht ſehr erbaut ſein von ſolcher Anſchauung, auch wenn ein ſo verehrungswürdiger Intellekt ſie hegt, wie der Houſton St. Chamberlains. Das iſt Robespierre mit verkehrtem Vorzeichen.

Das Machtgefühl des einzelnen überträgt dieſer auf ſeinen Staat. Seit jeder Deutſche weiß, woran er iſt, weiß es auch ſein Staat. Denn iſt jene oben beobachtete und abgebildete Atmoſphäre nicht eben der Staat, „Deutſchland“? Die pſychoanalytiſche Wiſſenſchaft des Wiener Profeſſors Freud kennt Symbole, Analogien, man möchte ſagen, Tropen zu gewiſſen betonten Erlebniſſen und Vorſtellungen eines Gehirns, die ſich in Tics, in unſcheinbaren Gewohnheiten, in der Schrift, in der Satzbildung, in Kurioſitäten des Gebahrens äußern. Ein ebenſolches Symbol für den Deutſchen iſt das Deutſche Reich, deſſen politiſcher Imperialismus ein Symbol für das wachſende Machtgefühl des einzelnen. Dies iſt ein Naturgeſetz. Ich glaube, Goethe war es, dem es auffiel, daß die Natur die Form durchhält. Der Apfel hat die Form des Apfelbaumes, die Birne des Birnbaumes. Die Frage für uns wäre nur, ob nicht der Apfelhain die Umriſſe eines Apfels als grundlegende Tendenz habe. Ich hatte nie Gelegenheit, es zu beobachten; aber ich glaube, ich kann es dreiſt bejahen. Denn auch Deutſchland hat die Form des Deutſchen. Der deutſche Imperialismus iſt kein ſolcher des Imperiums; im Gegenteil, er iſt einer des Individuums. Aber er wird allmählich zur verſtaatlichten Privatangelegenheit. Von dieſem Geſichtswinkel aus muß man den großen Krieg betrachten. Die reichsdeutſche Politik war ohne Zweifel ſehr friedliebend, ſie war wirtſchaftlich ehrgeizig, aber annexioni-

ſtiſch, im Gegenſatz zu Rußland, überhaupt nicht im entfernten eingenommen. Aber ſie wird entwicklungsmäßig das Symbol des deutſchen Traumas. Das Reich und der Reichskrieg ſind nur das Sphäriſche des Einzelbewußtſeins. Darin ruht auch der ſittliche Wert des Krieges als pſychiſcher Spannungskataſtrophe. Es iſt ein poſthumer Rück- und Fehlſchluß, den Staat anſtatt der Perſönlichkeit zu akzentuieren. In dieſem Kriege konflagrieren nicht territoriale oder wirtſchaftliche Komplexe, ſondern Menſchen, innere Weiten, nicht geographiſche, ſondern ſeeliſche Erſtreckungen. Dem Siege entſtürzt der Weltgedanke. Zweifellos iſt der Deutſche daran, eine neue Staatsauffaſſung zu begründen. Politik iſt nicht mehr Sache des Berufspolitikers, ſondern des Deutſchen. Dieſem Gedanken, ſcharf und umfaſſend ausgebildet, begegnete ich in dem Chamberlainſchen Buche „Politiſche Ideale". Auf Seite 22 ſteht: „...wird dem Deutſchen vielfach ſeine mangelnde politiſche Anlage zum Vorwurf gemacht und nicht mit Unrecht. Findet jedoch ein radikaler Umſchwung ſtatt in der Auffaſſung deſſen, was Politik ſein muß, ſchafft ſich das deutſche Volk neue politiſche Ideale, nicht in Anlehnung an antike Überlieferungen und an fremde Vorbilder, vielmehr aus wiſſenſchaftlicher Beſonnenheit und eigenem Bedürfnis, ſo wird der Deutſche ſich wahrſcheinlich als der erſte Politiker der Welt offenbaren, weil er ſyſtematiſcher in Angriff nehmen, fügſamer eingreifen, em-

ſiger wirken und folgerichtiger beharren wird. Der gegenwärtige Krieg hat einen grundtiefen Gegenſatz aufgedeckt zwiſchen der deutſchen Auffaſſung von Menſchenwürde und hiermit zuſammen auch von Staatswürde und der Auffaſſung dieſer Begriffe in den meiſten anderen Ländern Europas, einſchließlich der amerikaniſchen Stecklinge.“ Daran anknüpfend wird man ſagen können, Imperialismus, wie er hier verſtanden wird, iſt die Politik der politiſch „Unbegabten“ oder politiſch Einfältigen, der politiſchen — Reinen Toren. Juſt um das Recht dieſer Reinheit geht dieſer Kampf, ſelbſt dann, wenn Gebietsveränderungen, Handelsverträge und Öffnung der Ozeanalſperre in ſeinem Gefolge ſtehen werden.

Das imperialiſtiſche Deutſchland alſo iſt das Konkretum eines abſtrakten perſönlichen Imperialismus. Andererſeits wäre es verfehlt, dem Staate, dieſem Akkumulator perſönlicher Spannungen, dieſe Kräfte nach dem Kriege zu belaſſen, ja, ihn als das Eigentliche des Weltenfortſchritts anzunehmen. Bei Chamberlain iſt der Fehler nicht groß; der Abſolutismus des Staatsgedankens iſt Predigt, die Meſſe handelt wieder vom Recht und der Macht, nicht nur der Pflicht des Bürgers. Aber der Fehler würde in der politiſchen Praxis ohne Zweifel verheerend anſchwellen. Staat und Bürger müſſen ſich gegenſeitig ventilieren. Auch die Macht des einzelnen, von der bis jetzt ſtets die Rede war, iſt nicht Egoismus; die ſtaatsſittlichen Hemmungen und Bindungen bleiben.

Macht des einzelnen ist ja eben die Möglichkeit, diese Bindungen zu bestimmen und den niederzuhalten, der sich gegen sie vergeht. Ich fühle hier den schwachen Punkt meiner Gedankenführung. Liegt nicht eine Gefahr vor aus der Ermächtigung des Bürgers? Das ist unbestreitbar. Aber ebensogut kann die Frage lauten: Liegt nicht eine Gefahr in der inneren Ermächtigung des Staates? Meinem Gefühl, meiner Erfahrung, meinem Geschmacke nach die größere. Wo kann der gesunde Schnittpunkt angebracht werden? Doch wieder nur im einzelnen. Nur im Vertrauen auf diesen können wir Staatsformen weiterbauen. Ich trete den historischen Beweis an. Nur ein Volk, das Stirners „Einzigen und sein Eigentum" als Problem aufwerfen konnte; nur ein Volk, das heute den einzigen wirklichen Sozialismus aufweist, konnte so geschlossen, so selbstentäußert, so sinnreich gegliedert, förmlich wie eine imperialistische Maschine, in den Krieg gehen. Wer in der Front war, weiß, daß das Vertrauen eine zwingende Kraft ist, eine „Macht", mehr als ein Befehl. Wir wollen die soziale Entwicklungsgeschichte in dieser Richtung fortführen.

Recht, Macht, Pflicht sind deutsche Worte und Begriffe von gleicher lautlicher und sittlicher Rasse. Zur Macht hat es uns gefehlt. Denke jeder still und klärend darüber nach. Aber vorher vergewissere sich jeder, daß er nicht Stimmzettelmacht oder Polizeiwirtschaft meine. Der Imperialismus, wie er sein sollte, ist kein

Ideal einer veralteten Verwaltung, oder vielleicht neronischer Instinkte, ehrgeiziger Staatsbeamten oder pensionierter Generale. Weit mehr — eine nicht mehr allzutiefe Kluft weit — hat er mit der nach dem Kriege einsetzenden Arbeiterbewegung zu tun. Das Ziel des Imperialismus ist vorerst einmal nicht die Annexion, sondern ein hellerer und widerstandsfähigerer Mensch, der nicht immer ängstlich fragt: darf ich? Er muß seine ganze Verantwortung kennen. Der staatliche Imperialismus ist gerechtfertigt, wenn er dem Bürger Selbstachtung verleiht und die Mittel eines möglichst wenig infragegestellten Schutzes verschafft. Dazu kann auch die Annexion in Betracht kommen. Nach dieser wird jedoch in den neuesten Teilen Deutschlands nicht ein jubilierendes Leben von Politikern und Bureaukraten zu beginnen haben, sondern eine mikroskopische Arbeit der Organisation, Reform und Verwaltung.

Zusammengefaßt: 1. Wir erkennen die gegenwärtige, im Kriege erlöste Bewegung als imperialistische, soweit sie den Deutschen betrifft. 2. Der deutsche Imperialismus ist nicht politischer, sondern psychischer Natur. 3. Wollend, parteinehmend, zukunftsstrebig entscheiden wir uns für diesen letzten anstelle jedes politischen oder gar keines.

Wir Deutsche übernehmen von Stund an die Verantwortung für den Menschen. Daß aber Deutsches über die Welt käme, ergieße Welt sich in das Deutsche.

Mephiſtopheles oder „mechaniſche Macht"

Man hat den Drang, uns zu verameiſen. Das grelle Mißverhältnis zwiſchen unſerem eigenen Selbſtgefühl und der fremden Einſchätzung iſt denn auch auffallend. Man geſteht uns keinerlei Genialität, kaum eine Begabung zu, es ſei denn jene eine niedrig gewertete der techniſchen Phantaſie und der Unterordnung unter deren Geſchöpfe, die Maſchine, den „Betrieb". Wir ſind eine Art „Betriebsbarbaren", außerordentlich vervollkommnete, aber leb- und geiſtloſe Apparate zur Erzielung rein materiell wägbarer Ergebniſſe. Dem gegenüber muß feſtgeſtellt werden, daß bei den Gegnern eine pſychologiſch leicht verſtändliche Polariſierung ſtattgefunden hat, die vor dem Anblick eines mechaniſchen Intellektſyſtems wieder den natürlichen und intereſſanten „Menſchen" beſchwört. Gerade das Gegenteil ergibt ſich bei eingehender Betrachtung der Völkerſeelen. Unſere „ratio" iſt gut ausgebildet, aber ſie wird ſowohl von der des jüdiſchen (der ſtärkſten ratio) als auch der des romaniſchen und angelſächſiſchen Menſchen übertroffen. Der Deutſche, nicht nur der Sachſenſtamm, iſt im allgemeinen ein „heller Kopf". Aber er hat einen bedeutenden Einſchlag

„dunklen" Kopfes. Das urſprünglich Germaniſche zerfällt in zwei ſehr verſchiedene Typen, die man den „gotiſchen" und den „ſächſiſchen" nennen könnte. Der ſächſiſche iſt körperlich ſtämmiger und geiſtig rationaler; der gotiſche körperlich und geiſtig „geſtreckter", wie man ſagen könnte. Beide Elemente ſind in allen Nationen Europas, auch den heute nicht germaniſch genannten, und Nord-Amerikas vertreten. Der Gote iſt imperialiſtiſch-individualiſtiſch-metaphyſiſch. Der Sachſe iſt ſozial-bürgerlich-rational. „Deutſch" iſt ein Gemenge aus beiden Anlagen, mit einer Vorherrſchaft des Gotiſchen. Aus ihm entſteht der techniſche Geiſt, der eine erfinderiſche Phantaſtik plus praktiſcher Vernunft iſt. Man dekoriert uns mit dieſer aus Gründen, die ſich durch jene ergeben. Wir müſſen ſtaunen über die Zufälligkeit, innere Inkonſequenz, ja Weiblichkeit des fremden Urteils. Man bezichtigt uns des Rationalismus, weil wir in dieſem Krieg die beſſere Maſchine erfanden. Man nennt uns geiſtlos, weil wir uns bequemer als ſonſt ein Menſch einem Betriebe einordnen. Dies iſt nur darum, weil man uns als Metaphyſiker nicht kennt; nicht lieſt, weil man ſich langweilt; nicht ſieht, daß wir auch als Techniker und Materialiſten Metaphyſiker ſind wie Fauſt in ſeiner chemiſchen Küche; und daß wir uns zur Herrſchaft über die geiſtige Erde dem Mephiſtopheles, dem Herrn der „mechaniſchen Macht", ſo heute unſer Reſſort geworden iſt, nur verſchrieben, um ihn nachher zu betrügen.

Man muß wiſſen, wie gehäſſig und blaſiert franzöſiſche Denker von unſerer Metaphyſik ſprechen. Taine, wohl nicht der geiſtreichſte, aber geiſtigſte und noch immer Deutſcheſte unter einer Raſſe von Voltaires und Rouſſeaus, erfaßt nicht einmal den Begriff Metaphyſik oder auch nur Philoſophie. Philoſophiſch nennt er bereits jedes Raiſonnement über Wetter, Geſellſchaft, Liebe, Ehe und Geld. Metaphyſik iſt ihm jeder Gedanke, der das Gebiet des dichteriſchen Bildes verläßt. Es iſt ihm vollſtändig unmöglich, im Kantſchen Kritizismus, Hegelſchen Univerſalismus oder im Nietzſcheſchen polaren Gleichgewicht zu denken. Die deutſche Leiſtung iſt für ihn und ſeine Landsleute trocken und verſtiegen bis zu einem Grade, daß er ſie vergeſſen kann. Und ſo kommt es vor, daß ſein Nachfahre von heute nur mehr den techniſchen Deutſchen ſieht. Der Franzoſe iſt ein Menſch von außerordentlicher geſelliger Reizbarkeit, von Lebenserfahrung, Menſchenkenntnis und Genußfähigkeit, er iſt gewandt in jeder Form — aber dies wäre ſchon zu modifizieren. Dem Deutſchen wird gemeinhin die Form abgeſprochen. Auch dieſes Urteil iſt zufällig und weiblich. Der Deutſche beſitzt eine ganz außerordentliche Formphantaſie, aber er beſitzt nahezu gar keine Schein-Phantaſie. „Form" haben ſeine Dinge alle; aber den „Schein" im prägnanten Sinn, das ins Licht Gerückte, den Glanz beſitzen ſie nicht. Auch dies wäre eine große Gabe und wir bewundern ſie am Romanen, ja ſelbſt am formellen und geſchmackvollen

Engländer. Aber der Deutſche beſitzt eine Gegeneigenſchaft, er iſt Desilluſioniſt und Analytiker (nicht Skeptiker), mit einem Worte, Denker. Es iſt klar, daß ſich niemand mit dem ſchönen Schein beſchäftigt, der es doch als Aufgabe empfindet, die Realität, die zuletzt im Denkenden verankert ſein muß, zu formen. Werke wie die Fichtes oder Schopenhauers ſind ungeheure Formgebilde. Keinem Franzoſen könnte es beifallen, der Geſellſchaft einen ſolchen Fauſtſchlag ins Geſicht zu verſetzen wie etwa das „intelligible Ich". Er hält die Welt für mit Anſtand erklärt, wenn er ſie auf den Koitus oder das Geld zurückführt. Der Deutſche kreiſt um Begriffe wie Recht, Pflicht, Macht; Ich und Welt; Sein und Werden. Da der Franzoſe eine in ſich geſchloſſene Form iſt, wird er naturereignismäßig zur Inſtanz des Deutſchen, der keine geſchloſſene Form iſt. Das denkt ihm der Deutſche nach. Dem Franzoſen iſt die Welt franzöſiſch zentriert; der Ameiſe ameiſiſch. Das Deutſche iſt alſo entweder franzöſiſch überhaupt nicht da — ſowie die Welten einer Mücke für unſer Senſorium nicht da ſind — oder es kommt unter die franzöſiſche Skala. Man kann nicht mehr verlangen vom Franzoſen. Für den Deutſchen aber iſt die Welt nebſt der Abart Franzoſe gleichfalls nicht da; ſie löſt ſich für ihn in fortwährende Bewegung, in Kritik und Produktion auf. Er zerſetzt und ſetzt. Die Welt als Totalität, inkluſive das Ich, iſt die monſtröſeſte Form eines letzten und äußerſten Formwillens. Dieſes

Urbewußtſein kann auch beim metaphyſiſch ganz ungebildeten Deutſchen bemerkt werden, in ſeiner Schwermut, ſeiner inneren Muſik, zu der die äußere nur eine reflexartige Wiederholung, in Spiegeln geſpiegelt, darſtellt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein ſolches Bewußtſein ſich ins Unendliche fortſymboliſiert, daß die Reflexe in kleiner werdenden Ringen innerhalb des größten, Welt, weiterzucken. In Fauſts chemiſcher Küche zerſetzt und ſetzt der Deutſche den Stoff, wie ſein Geiſt ihn im Weſen zerſetzt und ſetzt. Er iſt Phyſiker aus Metaphyſik; Techniker aus Spekulation; er verkürzt das Verfahren, indem er ſich ſtatt der langſamen Küche den endlichen Geiſt dieſer Küche, Mephiſto den Zauberer, produziert, mit deſſen Hilfe und abſoluter mechaniſcher Macht er ſich das All gefügig macht: Der Deutſche iſt Eroberer aus Geiſt.

Dieſer Mephiſto hat ſeine böſen Seiten. Das wiſſen unſere Gegner, wenn ſie uns als mechaniſche Menſchen brandmarken. In der Tat, Mephiſtos Geſellſchaft iſt gefährlich. Die Deutſchen ſelbſt wiſſen es. Seit Jahr und Tag ſind unſere Geiſtigen auf Vorpoſten gegen dieſe Hölle geſtanden, haben den Untergang des Deutſchtums am Mechanismus prophezeit und haben getrachtet, die Schienen zu lockern, auf denen das Ungetüm ſich heranwälzte. Die Mühe war gut, die Mühe war rechtlich; ſie hat vielleicht viel verhütet. Aber an dieſem Kriege erleben wir den Sinn des Mechanismus, und ſiehe,

wir können ſagen, daß wir uns in unſerem dunklen Drange des rechten Wegs bewußt waren. Es wird nicht nötig ſein, gegen den „Betrieb" zu wettern.

Am beſten fand ich jene Angſt wieder einmal in einem Buche Hermann Bahrs kundgegeben, das heute veraltet und von Bahr durch jüngere zeitgemäße Äußerungen desavouiert iſt. Es iſt aber ein ſo kluges und ſcharfes Buch, daß man der ganzen Anſchauung eines vergangenen Jahrzehntes entgegentritt, wenn man es ernſtlich faßt und beſtreitet. Ich will im Widerſpruche eine Ehrenrettung des „Betriebs" verſuchen.

Von Hermann Bahr gibt es alſo ein Buch „Inventur der Zeit". Darin veröffentlicht er gelegentlich die Konfeſſion, daß er „eigentlich ſtets nur immer dasſelbe Buch geſchrieben habe, bloß in verſchiedenen Sprachen und manchmal auch von rechts nach links, ſtatt von links nach rechts." Das ſtimmt; alles, was er je geſchrieben hat, war eigentlich nur dieſe eine Inventur der Zeit, er hat ſie gründlich beſorgt und auch von mehreren Seiten überrechnet und überprüft, von links nach rechts und von rechts nach links, mit vertauſchten Faktoren und nach allen möglichen Methoden; er hat eine Art amerikaniſche Doppelbuchhaltung zur Verrechnung der Zeit eingeführt.

Dieſe ſenſationelle Ubiquität, dieſe Harun-al-Raſchid-Paſſion der Kontrolle hat ihm bei den Geruhigen des Zeitbaſars viel Mißtrauen und Verluſt an Souveränität zugebracht. Wo immer es eine Beſchwörung gibt, da

taucht dieſer redſelige Klopfgeiſt aus ſeinen linken und rechten und ganz merkwürdig equilibrierten Welten auf. Die blaue Flamme um ihn iſt ſein amüſanter Ernſt. Daß nämlich ſein Ernſt amüſant iſt, macht ihn manchen und nicht den Dümmſten, wieder geſpenſtiſch. Und doch iſt er ein Menſch wie je einer und man kann den Finger in ſeine Male legen. Er zeigt ſie frech, marktſchreieriſch, prieſterhaft und dies tut kein Gentleman; andere wirken anſtößiger durch die Nobleſſe ihrer ſchwarzen Pflaſter. Es iſt Geſchmackſache, ob man den Verbluteten für edler oder den Abgehärteten für volkshygieniſcher hält. Jedenfalls iſt Bahr ſo ehrlich, gleich offen zu zeigen, daß es nicht tief ging und der Brand nicht zu befürchten iſt. Im Humor liegt mehr Tiefe als im krachenden Ernſte — nein, was iſt denn Humor anderes als amüſanter Ernſt?

Darum iſt Hermann Bahr über viele der Männer ſeiner Zeit hinweg, die konſequenter ausgebildet und ſicherer in ihrem Problem geborgen ſind als er, ein Repräſentant.

Er iſt ſeinem ganzen Naturell nach ein offiziöſer Menſch, der geborene Manager, Impreſario von Ideen im großen Stile, kein Muſiker, aber ein Ton-Angebender. O, dies iſt kein Chriſtus, aber ein Paulus, ein plötzlich Bekehrter, der wieder bekehrt, nicht direkt, denn dies hält er für einen ſchlecht zuträglichen Chok jeder ſeeliſchen Einheit, aber im allgemeinen durch Anregung, Gründung, Ausſprache und Beichte. In dieſer Bekehrſamkeit liegt

ſein menſchlicher Wert, ſeine Goldenheit, ſeine Edelmetallik: weich, ſchmiegſam, bildbar. Der letzte Wert nämlich wäre wertlos, im Menſchlichen wie im Terreſtriſchen: wertlos iſt der ganze Menſchheitsblock, die Maſſe, die Vielen, die Schweren. Wertvoll iſt allein der Glimmermenſch, die Goldſchuppe, der Nutzmenſch. Der Trutzmenſch, die Kalkſpatſeele, der Dolomitwille iſt wertlos, er iſt da und es iſt ganz egal, ob man ihm mit Werten kommt, er iſt eigenſchaftslos und ruht oder kollert nach dem furchtbaren Geſetz ſeiner Schwere, genau ſo wie das Menſchheitsurgeſtein. Nun, Hermann Bahr iſt ganz elaſtiſch, ganz wippend, ganz zierlicher Gang und gerade darum iſt er für unſere Zeit ſo ungeheuer wertvoll. Man verſteht Hermann Bahr nicht, wenn man den Theatermann in ihm überſieht, den Moll-Geſpannten. Er hat dem Beſten ſeiner Zeit genug getan und der Publikumsdank der Zukunft iſt ihm darum ſicher.

Für die Männer ſeiner Generation hatte Bahr das Ohr und Auge des Aufgeweckteſten unter ihnen allen; und dieſe Aufgeweckheit, die ihn flüchtig und großzügig und journaliſtiſch machte, iſt auch der Grund, warum er, bei aller Begabung und Eigenheit kein einziges ſtarkes Werk vollbracht hat. Um ganz vollwertig, ganz irden das Schickſal ſeines Geſchlechts in einem Kunſtwerk zu packen, dazu fehlt ſeinem raſchen ſpöttiſchen Geiſt die Kleinlichkeit des Schöpfers, dies monſtröſe biologiſche Intereſſe an den kleinſten Falten eigener Spannungen. Er iſt,

weiß Gott, kein Klumpfuß von Künſtler, ſondern ein Stelzbein, kein Maſſiv, ſondern eine Dünne, oft ein Spalt im Haar. Er kräuſelt ſich und zwar ober der Wurzel geborſten, in zwei ganz verſchiedene Locken.

Er kreiſt ſeine geſamte Zeit und Generation ein und nichts geſchieht, wozu er nicht Beziehung hätte, die Zeit und er, dies ſind zwei Füllhörner, die mit ihren guten Dingen wie warme Milch fortwährend um und um geſchüttet werden — und dies geſchieht ſo lange, bis die guten Dinge nicht mehr gut und die warme Milch ſozuſagen kalt iſt — und nun fröſtelt die Zeit, und Bahr wird es wirklich ein wenig kalt: da geht er hin, ſpaltet ſich in eine dritte Locke, eine peſſimiſtiſche Locke, eine ein wenig verzweifelte Locke und inventariſiert die ausgekühlte Milch ſeiner Zeit.

Was hat ihm ſeine Zeit, bevor ſie ſich verkäſt, gebracht? Den Betrieb, Unrettbarkeit des Ichs, Religion, Frauenrecht, Frieden, Gelöbnis, Selbſtinventur, antworten die Eſſayüberſchriften ſeines Buches „Inventur". Dieſes iſt aber das Reinerträgnis des alten Geſchäfts, das eben abgeſchloſſen hat. Die jetzige Generation hat darin nur übertragene Erfahrung, denn das iſt eben der Witz, daß ſie noch einmal zwanzig und ihre Milch noch ſiedend heiß iſt. Aber dies iſt ſicher, daß Bahr in ſeinem Buche die Temperatur ſeiner Nachfolger, die ihre Milch auch nicht gerne lau trinken, nicht erraten kann. Denn nun wird eine neue Meierei eröffnet, mit einer

funkelnagelneuen Aufmachung, mit Obers und Betrieb.

Betrieb, da wären wir ja zuhauſe. Betrieb, der Betrieb gibt ſozuſagen das Ich unrettbar verloren. Das Ich wird real und ſozial, durch Fichte und durch den Maſchinismus, aus der Welt geſchafft. Fichte ſtellt es wieder her, und zwar eben durch den Betrieb, die Maſchine, kategoriſchen Imperativ Fe_2; das iſt es. Der Betrieb, ſo wie er heute iſt, nämlich kein Betrieb oder doch nur ein ſchlechter, macht den Menſchen zum Diener nutzloſer Frone. Ein ſolches Schuften iſt lächerlich. Aber, wie Egon Friedell einmal ſagte, aber: nämlich: nur die Maſchine hat eine Seele. Die Seele einer Sägemühle iſt das Brett: die eines Automatenbüfetts das Sandwich; die eines Automobils die Schnelligkeit. Die Seele des Weibes iſt das Kind und die Seele des Menſchen überhaupt der nächſthöhere Menſch; denn der Menſch iſt eine ſehr ökonomiſche Maſchine zur Erzeugung ſeines nächſthöheren Typs. Kurz, der Menſch iſt eine wandelnde Fabrik für Ideale; und nur die Fabriksware hat im Idealismus Qualität; die handgefertigten Ideale, die einer für ſich und ſeinen Bedarf herſtellt, ſind bald hausbacken und um ſo früher, je geiſtreicher ſie geweſen ſind. Ein Stück aber, das in keinem Hauſe fehlt, iſt damit erſt rehabilitiert worden — hätte es ſich unbrauchbar erwieſen, ſo wäre es eben nur materielles Bonmot geblieben.

Derlei triviale Definitionen ſind mit Abſicht herge-

ſetzt. Sie tuen wohl, es iſt ein wahres Vergnügen, den zimperlichen und gewählten Ton unſerer Literaten zu durchbrechen, die es für elegant halten, eine Sache dadurch zu empfehlen, daß ſie ihr irgend eine Fiebererſcheinung vergleichen. Aber juſt das, was uns an Vergleichen unter die Hände kommt, iſt meiſt ein fleiſchiger Knochen, der ſeinen Mann nährt; was beim Bilderſchinden ſich herausſtellt, prangt zwar wie der Scharlach ſelbſt, aber es iſt böſe verbrannte Haut, die in Franſen ging dabei. Ein Ehrenmann iſt gerade gut genug, damit die Fabrik für ihn zum Vergleich herhalte. Nur der Umſtand, daß die wenigſten Menſchen eine Ahnung haben von dem Zauber, der in dem Betrieb einer Fabrik ſteckt und die behext, die ihn gerade am ordinärſten zu ſpüren bekommen, haben ihn zu einer odioſen Sache geſtempelt. Die dichteriſchen Gemüter ſtehen auf und zeugen wider ihn; ſie beweiſen aber gerade dadurch, daß ſie nichts weniger ſind als dichteriſch; denn der Dichter iſt von Natur aus der naturaliſtiſche homeriſche Lobſprecher aller lebendigen Dinge; er findet Apollo einen hübſchen Jungen, die Robinſonade der vielen praktiſchen Dinge in der Hütte des Sauhirten aber rührt ihn geradezu. Es iſt immer ein guter Beweis für eine poetiſche Begabung, wenn ſie ſich der herabgeſetzten Dinge annimmt.

Alſo, die Künſtler habens ausgeknobelt, daß der Betrieb die Qualität unſeres geſamten Lebens ſozuſagen verſchlechtert. Das iſt richtig; die Menſchen ſind an den Be-

trieb noch nicht gewöhnt. Das Ideal iſt, ſie daran zu gewöhnen. Denn nicht der Betrieb, ſondern die Menſchen verſagen; die Menſchen verhalten ſich noch immer ziemlich ungelehrig und zerſtreut und ſtören den Betrieb durch Poeſie; die Folge iſt, daß der Betrieb den Anblick ſtarker Unvollkommenheit und Mangel an Anmut zeigt und unpoetiſch wird. Der Betrieb ſteckt noch in den Kinderpedalen; ſind die Menſchen erſt für ihn reif, ſo iſt auch er erwachſen und von männlicher Schönheit. Und dazu wird von ſeiten der Menſchen viel Pflege, Geduld, gute Laune und Geſundheit gehören.

Vielen bricht das Herz, weil der Betrieb die Pietät gegenüber dem Gegenſtande zerſtört; die Fabriksware hat weniger Charme als das alte Erbſtück und dies ſoll wieder ein Beweis gegen den Betrieb ſein; es iſt aber nur ein Beweis gegen unſere eigene Schwerfälligkeit, der wir nicht enthoben ſein wollen. Das, was früher die Pietät für ein Beſitzſtück war, wäre heute eben, wenn es mit rechten Dingen zuginge, die Pietät gegen den ganzen Betrieb. Das einzelne Exemplar iſt weniger dauerhaft, iſt „billiger" in jeder Beziehung, es geht ſchneller zugrunde, aber es iſt auch leichter erſetzt. Wenn ich ein ſinnreich konſtruiertes Feuerzeug beſitze, ſo bewundere ich keineswegs dies Exemplar, das gerade an mich gekommen iſt, denn eine Million anderer beſitzt genau dasſelbe; aber ich bewundere die Idee und die Tatſache, daß ich ein Stück Erz unter das Rad einer haushohen Maſchine lege

und auf der anderen Seite kommen ein Dutzend meiner Feuerzeuge zum Vorschein. Wenn die Geschichte nach einem Monat nicht mehr funktioniert, kostet es mich keine Mühe, ein neues zu erstehen. Dies kann ich 60 Jahre fortsetzen, und es ist so gut, als ob ich meines Urgroßvaters Feuerzeug an meine Enkel weitervererbe; es kommt auch keineswegs teuerer zu stehen. Denn ein solches Stück das nur der Idee nach am Leben bleibt, ist kein totes Kapital, wie eins der väterlichen Altertümer, sondern ein Kapital, das sich verzinst. Innerhalb der paar Monate schon, in denen ich von Stück zu Stück übergehe, ist die Zündung verbessert worden, das ganze Format ist handlicher und leichter. Würde mich die allmähliche Unbrauchbarkeit des ersten Modells nicht zwingen, so würde ich vielleicht zugleich mit Tausenden nicht nach einem zweiten greifen und eine ganze Industrie zum Stillstand bringen. Dies aber ist ein wirtschaftliches Verbrechen; denn inzwischen haben sich einige ingeniöse Köpfe mit Verbesserungen und Modernisierungen abgemüht, und wenn nun ihre Arbeit für mich unnütz ist, so bleibe ich damit moralisch nicht am selben Flecke, sondern ich komme zurück, ich komme herunter. Ich verkomme, wenn ich mich nicht Schritt für Schritt mit den Erfindungen entwickle. Verändere ich mich nicht und habe ich kein Bedürfnis nach einem moderneren Feuerzeug, so stehe ich ungefähr auf der Stufe eines Wegelagerers, der jene Erfinder aus dem Hinterhalte umbringt.

Weh dir, daß du ein Erbe biſt, gilt nirgends beſſer, als in unſerer Zeit. Was wir ererbt haben von unſeren Vätern, müſſen wir im radikalſten Sinne erwerben, um es zu beſitzen. Ein Dreadnought, der heute das Nonplusultra der Technik iſt, iſt in ſieben Jahren ein alter Kaſten, gut genug, um Ratten zu erſäufen oder den Venezolanern als Arrangement für einen „Ball an Bord" zu dienen. Das iſt eine weiſe Einrichtung der Natur; denn nun ſiegt wirklich der Schnellſte, der Tüchtigſte und der Ausdauerndſte. Und es hat den Vorteil, daß wir die Materie meiſtern, dem Geiſte aber dienen können. Der Betrieb iſt nicht die Sklaverei, ſondern die Freiheit des Menſchen; dieſer wird auf der einen Seite immer freier und ſchöner, je gehorſamer, opferwilliger und emſiger er wird. Er kann die kleineren Sorgen vernachläſſigen, weil ſie mechaniſiert ſind, und ſein Augenmerk auf wichtigere richten. Er braucht die Dinge um ſich und an ſich nicht zu ſchonen, denn er kann ſie nicht verderben; der Betrieb macht ſie gleichſam unzerreißbar, ja ewig dauernd. Ich bekomme, ſofern ich Wert darauf lege, denſelben Gehrock in Wien, in Paris und in Dardſchilling; die betriebliche Uniformierung der ganzen Welt ſetzt mich in den Stand, durch einen einfachen und gleichförmigen Prozeß mich zu equipieren; das äußerliche Abenteuer iſt ausgeſchloſſen. Dies iſt poetiſch. Denn nun bin ich freizügig und ein vollkommener Abenteurer, und kann meine Reiſe mit gutem Gewiſſen und bloß einem Rucksack antreten. Irgendwo ſtets

um die Ecke liegt für mich ein Gehrock parat; da ich ihn ſtets haben kann, brauche ich ihn nie wirklich zu beſitzen, ich gehe ſparſam mit ihm um, ohne mich ſelbſt zu inkommodieren. Denn gewöhnlich iſt es ſo, daß der Gentleman Kleider ſorgfältig ſchont, aber ſeinen Körper dafür ſtrapaziert. Sorgfältig angezogene Menſchen haben in der Regel verwahrloſte Leiber. Ich aber reiße mir die Kleider vom Leibe und mein Körper fährt wohl dabei — und dabei liegt doch dank des Betriebes ſtets für mich ein Gehrock bereit und wartet unzufrieden nicht auf mich, ſondern auf den letzten modernen Schnitt. Sollte mein Freund vom Gauriſankar abſtürzen, ſo kann ich in Kalkutta, ohne bei den Göttern anzuſtoßen, bei ſeinem Leichenbegängniſſe erſcheinen. Denn dies iſt der Augenblick, wo ich gleich Sokrates, der ſchnell noch den vorſchriftsmäßigen Hahn libatiiert, meinen Freigeiſt beweiſen und den Giftbecher leeren — den Gehrock ausfüllen werde. Der Betrieb, der Gehröcke rings um den Äquator ſtationiert für Reiſende, die nie gehen, und ſolche, die, von einem verwilderten Fidſchi-Pfeil getroffen, ſich in ihm für ewig niederlegen laſſen, dieſer Betrieb bringt erſt die wahre Möglichkeit der Poeſie in die Welt; er zwingt zu einem tieferen Erfaſſen der Poeſie. Erſt bis kein Menſch mehr ein Buch wirklich beſitzt, wird er alle Bücher haben. Nichts zeigt beſſer die äſthetiſche Beſchränktheit der heutigen Menſchen als der Buchluxus. Ein einzelnes Buch als Beſitzſtück wäre im beſten Fall erſt dann

etwas wert, wenn es aussieht wie eine alte Lederhose oder eine in der Schlacht gewesene Fahne. Es müßte ein zweites Buch drinstehen, und zwar eines, das der Leser hineingeschrieben hat, mit Unterstreichungen und Glossen; so etwa wie man sich in einen fremden Schuh hineingeht. Das ist die einzige Entschuldigung für eine Privatbibliothek. Das Aufreihen von sonst sauber gehaltenen, aber staubfängerischen Exemplaren Rücken an Rücken ist ein Beweis für die Ungründlichkeit des Besitzers, der ein Buch nicht gleich das erstemal so aufmerksam und fleißig durchgelesen hat, daß es ihn langweilen müßte, es ein zweites Mal vorzunehmen. Er soll ein neues lesen! Es ist die Erbsünde eines Publikums, daß es an den alten Goldschnitt-Scharteken und ihren Autoren mit Liebe haftet, weil es sie nie gelesen hat, und darum nie zu den neueren Schriftstellern und ihren Gedanken durchdringt; und es ist die dankbar zu erwähnende Kultur unseres heutigen Bibliotheken-Betriebs, die es veranlaßt, daß heute kein Schrei mehr ganz ungehört verhallt und irgendwann einmal an die Reihe kommt.

Es ist gewiß richtig, daß die Verbetrieblichung den Untergang mancher hübscher altfränkischer Kleinigkeiten zur Folge hat; aber dies liegt nicht im idealen Betriebe, sondern darin, daß die Menschen noch nicht reif sind zu ihm. Geht man vom Betrieb der Lektüre zu dem der Produktion über, so findet man auch hier Vorteile. Man hört Tadel, weil das Publikum immer weniger zu den

großen Geistern selbst komme und die Vermittler und Verbilliger vorziehe. Da hat es aber recht; das Publikum kommt nicht zu Kierkegaard und es wäre auch grundübel, wenn jemand, der spazieren gehen soll, sich statt dessen in die weitwendige inverse Lebensarbeit Kierkegaards vertiefte. Ja, es wäre gräßlich, wenn alle Menschen so gescheit und raffiniert und edel verworfen wären wie Kierkegaard; denn die Pikanterie Kierkegaards liegt darin, daß er gescheiter und vielseitiger ist als irgendein anderer. Kierkegaard selbst hatte auch seinen Ehrgeiz keineswegs auf die Massen gerichtet; ihm genügten die drei, vier, die ihn kapierten und Talent genug hatten, hundert andere mit seinen Ideen zu überfluten; die Ideen waren bei ihnen schon flüssiger geworden. Diese hundert aber nahmen ihnen die letzte Konsistenz, machten sie zu Gasen und parfümierten damit den Raum, in dem die Tausende wohnen; und diese atmen es ein und leben davon und hören Namen und beten an; Kierkegaard aber sitzt irgendwo ganz hinten auf einer Sonnenwimper und wird schnell sein eigener Gegner und freut sich tückisch, wie immer. Dieses ganze ist wunderbar weise, ein Naturspiel, ein Verdauungsvorgang. Gut gekaut und zerkleinert und von Säften schon reduziert kommt es durch einen Schmock 12. Klasse unter die Entfernteststehenden. Der Betrieb aber egalisiert mit nichten. Vorerst muß da einmal ein menschlich denkender und sensationierender Kopf an der Spitze sein, denn die Ma-

ſchine iſt kein perpetuum mobile, ihr Leiter aber muß ein perpetuierlicher Held ſein. Und dann iſt es gerade das Weſen des Betriebes, daß er ſchichtet, und zwar, als idealer Betrieb, je nach der Tüchtigkeit. Der Betrieb iſt das menſchlich wiederholte Selektionsprinzip und bietet am wenigſten Gefahr für die Kräftigen. Nichts iſt plauſibler, als daß Kierkegaard ein Großſtadt-, ja ein Geſellſchaftsmenſch war; am beſten paßte er wohl in den gegenwärtigen deutſchen Expreßbetrieb, mitten in den Berlinismus hinein — wo er denn auch wirklich jetzt entdeckt worden iſt. Man hat Gerhart Hauptmann vorgeworfen, daß er gerne im Hotel Adlon champagniſiere — aber nichts paßt beſſer zu dem Manne, der den „griechiſchen Frühling" gedichtet hat, als dieſer Pomp. Dies iſt der Gehrock, den er nur anzieht, wenn er ſich, wie der ſpaniſche Kaiſer, ſein pompe funèbre vorführen läßt — und ein ſolcher Kaiſer der Wildnis kann ihn ſich erlauben. Man hat ihm auch vorgeworfen, daß er mit dem Journalismus packle; aber jemand, von dem der Literaturbetrieb ſo lebt wie von Hauptmann, kann auch mal von ihm leben.

Der Betrieb und was alles mit ihm zuſammenhängt, die Maſſenproduktion, die Fabrik, die Maſchine und ſo fort ſind nur für den ſchwächlichen Zuckerwaſſerpoeten grämlich; für den guten Magen geben ſie eine zuträgliche Eiſenlöſung. Der Geruch von warmem Eiſen, wie man ihn auf den Überlanddampfern und in der Stadt in der

Nähe von Fabriken ſchnuppert, hat etwas Berauſchendes; es wird kaum notwendig ſein, auf die Schönheit aufmerkſam zu machen, die Meunier aus dem Induſtrieleben geholt hat; ähnliches hatte vorher das Stadion des Atheners gezeugt und der chriſtlich gotiſche Kirchenbau, die Zuſammenfaſſung einer ganzen geiſtigen Kultur in einem beſtimmten athletiſchen Typus, dem Efeben und dem Ritter. Die Maſchine, als die ſinnfälligſte Form des Betriebs, hat mit dem Materialismus gar nichts zu tun; dieſer war ſchon da, als noch Voltaire ſeine elenden kritiſchen Knochen in einer Sänfte herumſchleppen ließ; die Maſchine iſt vielmehr ein ſeelenvolles Geſchöpf und ein Kind des Idealismus. Sie ſtellt die größten Anforderungen an Mut, Phantaſie, Syntheſe dar; es iſt ganz undenkbar, daß die ſogenannten Aufklärer des 17. Jahrhunderts eine Maſchine hätten erfinden können; alles was ſie konnten, war, daß ſie eine verdarben, nämlich die großartige Maſchinerie des Sonnenkönigs; die ſogenannte Freiheit und die ſogenannte Vernunft der Revolution bewirkten nur, daß die menſchlichen Leiſtungen auf den ſimpelſten ſeeliſchen Hebel zurückgeführt wurden. Der Betrieb fing erſt wieder an, heroiſche Dimenſionen anzunehmen, als ſich der korſikaniſche Großmaſchineur an die Spitze ſtellte; und dieſer wurde erſt wieder abgelöſt, als die preußiſche Maſchine bei Waterloo für das Jahrhundert zu funktionieren anfing. — Die ſogenannten Aufklärer, die den Geiſt in

aller Verneinung gewahren, waren noch vor kurzem am Werke; die Maſchinen aber ſind juſt das, was neben den gotiſchen Türmen und dem ſtrengen Ordensgeiſte, den ſie bargen, herauskommen mußte. Wenn nun die Maſchine den Menſchen mißbraucht, ſo iſt das ein Beweis, daß er moraliſch ſchwächer iſt als ſeine Phantaſie; es iſt aber kein Beweis gegen ſeine Phantaſie und gegen die Maſchine. Wenn der Lebensſtatus des proletariſchen Arbeiters heute phyſiſch und wirtſchaftlich auf einer ungeſünderen Baſis ruht als zur Zeit des Kleingewerbes, ſo iſt dies kein Beweis, daß die Fabrik ein Teufelswerk ſei, ſondern einer, daß die reichen Leute Gauner ſind. Würden die Kritiker der Maſchine die einzelnen Fälle der Unzulänglichkeit brandmarken ſtatt die Idee an ſich, ſo könnte vielem abgeholfen werden. Alle Kritiker ſind Schwätzer; und jeder Haftelmacher an ihnen gemeſſen eine produktive Kraft. Was kann es nützen, den Menſchen die Laune zu verderben an einem Siege, der ſo unaufhaltſam vor ſich geht, wie jener der Maſchine? Die in der Maſchine gebundene Arbeit iſt ein Äquivalent der Freiheit. In der Enge bin ich ohne Maſchine frei; in der Weite bin ich ohne die Maſchine ein Gefangener. Wenn einſt der große Kampf um das Dorado der Zukunft, um Sibirien, wird ausgefochten werden, wird nur die Maſchine dies Gebiet kultivieren können, ſo wie ſie heute die Prärien Nordamerikas kultiviert. Heute noch vergeudet der Anſiedler ein Leben, um die erſte Glätte und

Sicherheit ſeines Terrains zu erarbeiten. Später einmal wird er auf einer Maſchine, wie auf einem altperſiſchen Sichelwagen ſitzend, gegen den kanadiſchen Forſt oder den braſilianiſchen Dſchungel losrennen, die Maſchine ſchluckt die Bäume wie Strohhalme und ſtellt hinter ſich ganze Garnituren von Möbeln und Hausbeſtandteilen auf.

Die Mechaniſierung iſt kein Erzeugnis irgendwelcher Dekadenz, kein Geſchöpf irgend eines Rationalismus, Materialismus, Amerikanismus oder Monismus. Die Mechaniſierung iſt ſelbſt ohne jede mechaniſche Maßregel und jeden Ismus ſchlechthin entſtanden; ſie iſt im Gegenteile das organiſche Ergebnis der menſchlichen Entwicklung, als deren begabteſter Frontthypus der Deutſche mit einer geometriſch progreſſiven Erfindekraft zum gegebenen mechaniſtiſchen Erfolge gelangt iſt. Ich habe oben die um der Güte ihrer Beobachtung willen gern und pathetiſch geſteigerte Bemerkung Egon Friedells gebraucht: Nur die Maſchine hat eine Seele. Ich fahre in meinen Gedanken fort: Dieſe Seele, ſo die Maſchine hat, iſt die des Menſchen. Der Menſch wird nicht eine Präziſionsmaſchine werden; aber nur darum, weil die Maſchine ein Präziſionsmenſch iſt. Die Maſchine iſt nach dem Ebenbilde des Menſchen gebaut, der das Urmodell einer von allem Anfange an mechaniſch komponierten Schöpfung darſtellt. Im Verhältnis zum Makrokosmus des Menſchen iſt die Maſchine ein mikrokosmiſches Plagiat; ein

Anner und eine Ableitung in geiſtiger Union mit dem Menſchenhirn; eine dritte Hand und ein ſechſter Sinn, eine ins Materielle lokaliſierte geiſtige Errungenſchaft eines Gehirns. Um die Maſchine in den Ausläufern ihrer Wirkungen zu verſtehen, muß man Idealiſt und, was das Leben und ſeine Schönheiten anbetrifft, Kenner ſein. Es iſt richtig, daß die Maſchine heute ein Geräte herſtellt, das im Vergleich zum individuären Stück der handarbeitenden Jahrhunderte an Raſſe minderwertig erſcheinen muß. Dies iſt aber nicht der Fehler der Maſchine, die in ihrer organiſchen Bedingtheit raſſiger iſt als irgendein anderes Stoffliches dieſer Erſcheinungswelt. Es iſt die menſchliche Umwelt und Leitung der Maſchine, der es an Raſſe und Adel fehlt. Die Maſchine iſt willig; das Ornament liegt ihr fern, ihr Sein und Schaffen iſt durchaus motiviſch und monumental; wenn ſie ſchwindelhafte, kraft- und geiſtloſe Erzeugniſſe liefert, ſo liegt ſolches in der Unreife der Zeit begründet.

Der ergriffene Geiſt fühlt, daß der Zeit und ihren Geſchöpfen und Produkten die Art fehle. Er ſucht nach Gründen und entdeckt, daß ſich zwiſchen heut und geſtern, ehrliches Selbſtſein und oberflächliches Allesſein die Maſchine geſchoben hat. Da rennt er wider den handgreiflichſten Feind, ſchafft Unheil und fördert das Sach der Laxen und Laſterhaften, die jene Maſchine von unten durch Schlendrian und Säumnis aus dem Gleis bringen, die er von oben verneint. Die Maſchine aber, mit

ihrem Bedürfnis der harten Tugenden von Mäßigung, Sparſamkeit und Selbſtgenügen iſt die einzige Brücke, die zur Hochzucht des germaniſchen Mittelalters führt. Es iſt der Irrtum der Hiſtoriker, daß ſie die herausgerechnete Entraſſung des 19. Jahrhnderts als eine Folge der Mechaniſierung anſetzen. Dieſe, durch eine Verminderung des herrſchfähigen germaniſchen Blutes hervorgerufen, iſt gegenüber der mechaniſtiſchen Entwicklung ein Akzedens. Machen wir uns klar, daß dieſes Zeitalter einen zweifachen geſchichtsgültigen Vorgang erlebt: eine Blutsverſchlechterung des Durchſchnitts, die durch das Abebben des germaniſchen Elementes infolge ſtarker kriegeriſcher Inanſpruchnahme heraufgeführt wurde; zweitens die Rettung des germaniſchen Zuchtideals, ſeines Heldentyps und ſeiner Tugenden in die Maſchine.

Die Blutsverſchlechterung wird nun allerdings durch gewiſſe geſellſchaftliche Wirkungen der Mechaniſierung gefördert. Starke quantitative Bevölkerungszunahme, wie ſie gerade die heute ausſchlaggebenden und ſchöpferiſch gebliebenen Staaten Europas aufweiſen, wird mit unterbotener Intenſität der Lebenskraft erkauft. Denn überall, wo die Bevölkerungsziffer ſteigt, beruht ihr Wachstum nicht auf einer unerhört fruchtbaren Erhöder Geburten, ſondern auf einer durch Hygiene und Präventivmedizin herabgeminderten Sterblichkeitsquote; die Mechaniſierung und Technifizierung der ärztlichen und humanitären Hilfspraxis unterſtützt dieſen rein zah-

lenmäßigen und außerhalb jeder Kulturbeachtung liegenden Fortſchritt. Die der Geſellſchaft erhaltenen halbwertigen Organismen befruchten ihrerſeits wiederum das Wachstum der Geburtenziffern; aber ſie verſchlechtern auch das Durchſchnittsmaterial durch Aufhebung der natürlichen Ausleſe, eines Vorgangs, der in früheren Zeiten als geſundes Regulativ das Niveau der arbeitenden Klaſſen homogen erhielt. Die Behebung dieſes ungeſunden Umſtandes liegt zweifellos im ſtaatlichen und völkiſchen, ſomit im Intereſſe jedes geſünder denkenden Individuums. Es wird keineswegs einen auf die Mechaniſierung bezüglichen Prozeß darin ſehen, ſondern eine ſtaatliche Aufgabe, und wird ſich der Mechaniſierung bedienen, um die Ausleſe in irgend einer Weiſe, vielleicht durch Abgrenzung von Reſervationen für organiſch Minderwertige, wiederherzuſtellen. Es iſt alſo zweifellos richtig, daß die Mechaniſierung der Blut- und damit Kulturverſchlechterung die Hand leiht; von der Unterſtützung dieſer Dinge aber bis zu ihrer Forderung iſt ein Weg, den die Maſchine nie ſelbſtändig machen kann. Denn im Weſen der Maſchine liegt gerade die entgegengeſetzte Forderung vergegenſtändlicht; ſie iſt weder ſozialdemokratiſch noch jüdiſch-human; ſondern grauſam, ſchlichtſinnig und auswähleriſch. Das Eindringen ihres Prinzips iſt das einzig inmitten allgemeiner Dekadenz beſtehende Symptom einer Beſſerung und Arterhaltung: Welcher andere Typ ſtände dem mittelalterlichen

Edlen und Freien, dem christlichen Ritter jener Zeiten näher als der harte helle meisterliche Ingenieurgeist heutigen Tages? Die richtig diagnostizierte Entartung ist bei den Künstlern, Rousseauisten, Menschen- und Frauenrechtlern und Liberalen, bei denen jedoch am wenigsten, die die Maschine richtig verstehen. Die Maschine ist nicht die Folge der Entartung; und die Entartung nicht die Folge der Maschine. Die Maschine selbst aber, die Mechanisierung ist entartet: einzelne ihrer Erscheinungen wie Presse, Luxus, Bureaukratismus.

Es ist unleidlich, eine Idee in dem Verfall, der sich nicht aus ihr selbst, sondern aus der Unzulänglichkeit ihrer Vertreter ergibt, für den Tiefstand eines Geschichtsabschnittes haftbar zu machen. Es ist unleidlich, die Begriffe „Betrieb" und „Markt", die, wo sie von gesunden Menschen gedacht und getragen werden, gesunden Dienst tun, an den Anfang zeitgenössischer Minderwertigkeit zu setzen. Das Gegenteil ist richtig: die bestehenden Laster, Maßlosigkeit, Nihilismus und Skeptizismus, Entadelung und Opferunwilligkeit werden durch nichts anderes, denn die Gesetze der Maschine behoben werden können. Die große Organisation beansprucht die größere Verantwortung des einzelnen und bildet, wofern sich die Gesellschaft zu strengster und ehrlichster Durchführung ihrer Gesetze entschließt, den einzig möglichen Boden für ein durch Auslese auf höchste Befähigungen hin gesiebtes Herrentum. Wenn dieser Ernst

und dieſe Ehrlichkeit heute fehlen, wo ſie früher kulturbildend vorhanden waren, iſt's dann die Schuld der Mechaniſierung, oder iſt's nicht vielmehr Schuld der Menſchen, deren Kraft ſich ihren Anforderungen nicht gewachſen zeigt? Iſt es menſchlich gerechtfertigt, aus Schwächezuſtänden ein ethiſches Ideal zu entwerfen, das dem Zigeuner bedenklich nahekommt? Betrachten wir die größten Ethiken, die je gefaßt wurden: die platoniſche, die chriſtliche, die Kantſche Ethik, ſo finden wir in ihnen den Willen zur Mechaniſierung auf die Spitze getrieben. Das Syſtem, das nach außen hin mit höchſter Ökonomie die höchſte Arbeit des Entwickelns leiſtet, ſtellt an den Mann die ſchwerſten moraliſchen Forderungen. Auch Rom iſt erſt in jenem Augenblicke in den Verfall eingetreten, als ſein Wille zur Mechaniſierung, der etruskiſche Militarismus, ſich zur mondänen Laune und Luſtgängerei zu zerſetzen begann. In gleicher Weiſe haben wir in der von uns ſo vielbewunderten chineſiſchen Kultur einen der größten, auf den Prinzipien der Mäßigkeit und der Pietät aufgebauten Maſchinismus vor uns: aber dieſe Maſchine läuft ſich ſelbſt wie ein perpetuum mobile ohne den Spiritusrektor, der die europäiſche Maſchinerie in Betrieb hält: den Glauben an die Entwicklungsfähigkeit der Art. Die Maſchine Europa erzeugt ſich ſelbſt in jedem Augenblick neu: und eben dieſe Kontinuität ihres regierenden Bewußtſeins iſt ihre Seele. Das Leben des einzelnen verarmt ſcheinbar innerhalb der Mechaniſie-

rung; es wird ſich ſpäter zeigen, daß ſeiner Phantaſie und inneren Anſchauung noch elementare Kraftreſerven gerade innerhalb der vollendeten Mechaniſierung vorbehalten ſind; gewiß iſt, daß das Ganze, alſo auch das einzelne, durch Mechaniſierung gewinnt.

Weil nun der einzelne und zumal der Untaugliche und Widerſtrebende ſcheinbar an Lebenspracht einbüßen und ſich allzubald vom Rauſche dieſer ſtählernen Erſcheinungen ernüchtern, ſind die Künſtler und Denker, die in ihrer Natürlichkeit ſelbſt nichts anderes denn eben die naivſten Maſchiniſten ſind, gegen die Maſchine vorſtellig geworden, da ſie nicht anſtellig genug dazu befunden waren. Die naturaliſtiſche Geräumigkeit eines ſchönheitsdurſtigen und ſeeliſchen Menſchen macht vor keinem Erzeugnis des Lebens halt. Darin ſcheint mir bei Hermann Bahr durchaus ein Mangel an Hunger zu liegen, wenn er im Angeſicht des anſetzenden großen Mechaniſierungsprozeſſes von einem rückwärts liebäugelnden Bedauern überfallen wurde.

Der „Betrieb" iſt ihm unwillkommen. Er iſt von dieſem Geſichte indeſſen faſziniert; er haßt ſeinen Materialismus, aber er glaubt ihn. Darum nimmt er „die Unrettbarkeit des Ichs" des Phyſikers Mach entgegen, dem das Ich allein eine denkökonomiſche Einheit darzuſtellen ſchien. Dies iſt eine ſtarke mechaniſtiſche Auffaſſung, die ein Sein hinter den Geſetzen des phyſikaliſchen Ablaufs leugnet. Aber eben hier, wo das Denken,

das ſonſt zur Entwicklung der Außenwelt die Mechaniſierung ſtets rechtfertigt und autoriſiert, gegen ſie zu proteſtieren beginnt, iſt die Wehrloſigkeit verwunderlich geworden. Das Ich als Erlebnis der inneren und unmittelbaren Anſchauung kann weder biologiſch noch phyſikaliſch, noch überhaupt wiſſenſchaftlich beſtimmt werden. Es iſt das für jeden Verſtand unüberwindbarſte Praktikum. Dieſes Ich, das ich „qualitätsloſes ungereiztes Bewußtſein" nennen möchte, kann nicht auf dem Umwege über ſeine Reize noch als deren Kompoſition gezeichnet werden. Denn das Ich iſt für das Ich ein Innerliches und Einziges, während alles andere ein Äußerliches und Mannigfaltiges iſt. Man kann Reize, die ſich zu Gegenſtänden ſchneiden, und ihre Verhältniſſe und Verbindungen nach den logiſchen Schemen meſſen. Für das Ich aber gibt es keine Formel, nur das Gleichnis. Wenn es nach dem Reizvorbilde wiſſenſchaftlich konſtruiert wird, bleibt es äußerlich nur eine Puppe, die logiſch befriedigen mag, die aber die innerſte Gewißheit, das Leben, ſo von der tributären Wiſſenſchaft nie kritiſch beobachtet werden kann, ganz unberührt läßt, weil ihm das weſentlichſte, die innere unmittelbare Anſchauung, ermangelt. Das Ich, ſeine Innerlichkeit und Einheit, können in tiefer Selbſtverſenkung nur vom Ich wieder erfaßt werden. Die Theorie Machs trifft zu auf jenen undenkbar kleinen, aber wiſſenſchaftlich-mathematiſch möglichen Augenblick, in dem das Bewußtſein

eines Sterbenden eben noch im Körper iſt und ſchon nicht mehr iſt. In dieſem Augenblicke lebt der Körper gleichſam noch und iſt doch nichts anderes mehr denn ein Kompoſit von chemiſchen lebhaft bewegten Subſtanzen, deren Tätigkeiten das Bewußtſeinsſpiel des Ichs im gegebenen Zeitpunkte erzeugen: aber ſchon ſo an der Schneide ſeiner Auswanderung, daß das Weſentliche, die Innerlichkeit, bereits über der Grenze iſt. Das Ich iſt kein im weiteſten Sinne mechaniſches Produkt; die Mechaniſierung der Beziehungen ſeiner Reizwelten aber gegeben und wünſchbar. Wir ſtehen hier vor dem goldenen Tore, das zum religiöſen Glauben oder zu einem metaphyſiſchen Idealismus führt. Die wiſſenſchaftlichen Erklärungen dieſer letzten intuitiven Erlebniſſe ſind die größten Unarten, die eine mißverſtandene Mechaniſierung heute gezeitigt hat. Weder dieſe noch andere ſind ihr organiſch; es iſt die ſeit Kant und Schopenhauer fortgeſetzte Denkverſchlechterung mittelmäßiger Gehirne, die ſich darin ausſpricht.

Wo dieſes Ich ſich bereits mit Reizen verſponnen hat, treten uns dann als Gegengewicht der Mechaniſierung für das menſchliche Gemüt die großen irrationalen Beſtände gegenüber: Das Spiel und die Liebe.

Das Spiel und die Liebe ſind jene Gebiete des freien Ichs, auf denen die Mechaniſierung wegfällt. Vielleicht decken ſich beide in einem einheitlichen Urtriebe. Die Liebe, die praktiſch ſogar als Liebesſpiel auftritt, unterſcheidet ſich vom Spiele durch die naturgewollte Zweck-

haftigkeit, die hinter ihrem Irrationalismus ſichtbar wird. Das Spiel enthält dieſe Rückendeckung nicht, darum wollen wir es als zweiten irrationalen Beſtand geſondert betrachten; mit einem guten und gar nicht peinlichen Glauben aber können wir uns darauf verlaſſen, daß die Natur mit ihm gleich große Zwecke vorhat wie mit der Liebe. Die Kategorie des Spiels zerfällt in die Unterabteilungen der Jagd, des Spiels im engeren Sinne vom Schach bis zum athletiſchen Wettkampf, der Künſte und des Krieges. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Jagd die Urform des ſpieleriſchen Dranges darſtellt. Dahinter wird dann der praktiſche Zweck ſeiner Übungen ſichtbar. Dieſer ſelbſt nun iſt heute gerade das, was ſich zur Mechaniſierung entwickelt hat: die Gewinnung des Brotes. Die Übungen aber haben ſich zu Sport, Kunſt und Krieg verflüchtigt. Die Beziehung der Sportfreude zur Jagd iſt handgreiflich. Daß die Kunſt aus ihr entſtanden iſt, beweiſt die beiden gemeinſame Vorausſetzung der Beobachtung. Der Beobachter iſt Jäger. Die älteſten Kunſtwerke der Menſchheit ſind Tierreliefs. Alle Kunſt aber hat ihren Sinn und ihre Freude im Beobachten, in dieſer alten jägeriſchen Meiſterſchaft. Vom Krieg muß man das abſtreichen, was unter den Naturzweck der Brotgewinnung fällt. Was aber bleibt, das iſt die uralte ſpieleriſche Kriegsluſt, dieſer ganz irrationale aber ſchöne und ſtarke Trieb des männlichen Menſchen. Am Anfange aller dieſer inneren Willensausbrüche ſteht

nun wahrſcheinlicherweiſe die Jagd. Die frühe Jagd aber galt nicht nur dem Wilde, ſondern auch dem Weibe. Es liegen ſexuelle Beziehungen in der Jagd und gaſtriſche Beziehungen in der Liebe vor. Die Wolluſt des Lauerns und die des Liebens iſt im gleichen Flecke in der Magengegend lokaliſiert. Der Jäger jagte, wie der moderne Hyſteriker, der ja in vielem auf den ataviſtiſchen Typus zurückgreift, ſein Weib wie ſein Wild; aus einem Hunger und Selbſterhaltungstrieb des Ichs mit Hinſicht auf die Zukunft der Raſſe. Vielleicht alſo iſt nicht die Liebe ein Spiel, ſondern das Spiel mit allen ſeinen Weiterbildungen eine ſexuelle Angelegenheit. Die Betrachtung von Kunſt und Sport beſtätigt dies. Heute ſind Spiel und Liebe durch eigene Entwicklungen jedenfalls getrennt.

Die Mechaniſierung wird ſie nicht ausſchalten. Denn die Mechaniſierung iſt eine Verkürzung und Sparnis der Brotgewinnung, um dem Spiel Raum und Zeit zu gewinnen. Heute ſchon liegt der Sechsſtundentag in ihren Abſichten und wird ſich mit Hilfe großer Maſchinerien noch weiter verkürzen. Denn jetzt erſt wird der ſteigernde und befreiende Grundgedanke, der in der Maſchine praktiſch geworden iſt, ſichtbar: Die Mechaniſierung, als vollendete und bewußte Zwecknutzung iſt einer Raſſe von ausgeprägter idealer und geiſtiger Anlage vorbehalten geblieben. Um die edlen, zweckloſen Beſtände des Lebens, ſeine Schönheitskategorien und ſeinen Vollendungs-

willen im Bewußtſein des verfeinerten Menſchen überhaupt lebendig werden zu laſſen, iſt alles Materielle, Berechenbare und all jenes, wo Sparſamkeit eine Tugend und der kürzere Weg der beſſere Weg iſt, der Mechaniſierung ausgeliefert worden. Wer daran rührt, iſt unethiſch. Die Tatſache zeigt, daß wer den Idealismus des Betriebs und der Maſchine nicht faßt, auch die Erhaltung der edlen irrationalen Beſtände vernachläſſigt. Er ſündigt wider Spiel und Liebe durch Aufſtellung eines fehlerhaften Typs.

Der Edle haßt den Betrieb nicht, aber er haßt die Verfallsbegriffe, die eine unzulängliche Gegenwart und ihr Geſchlecht davon abgeleitet haben, dieſe Begriffe, die kaum poſitiv aus dem Sprachſchatz belegt werden können, weil ſie nur hämiſche und meineidige Gegenaufſtellungen ſind zu den alten Ehren und Werten und Beſtänden. Der vollkommene Menſch iſt imperialiſtiſch; er ſteht nicht außerhalb der Geſellſchaft; ſondern hat ſeine Geſellſchaft nach ſich gebildet und ſeinen Platz in ihr gefunden. Einſamkeit iſt eine Sache des Geiſtigen, nicht des Irrenhäuslers noch des Schwachnervigen; der Geiſtige aber iſt überall einſam. Er braucht den Lärm des mechaniſtiſchen Betriebes nicht zu meiden, es ſei denn, er will ſpielen: jagen, dichten und klettern. Aber er muß ihn nicht meiden. Deckt nicht der Vollkommene und Edle ſich mit ſeiner Geſellſchaft und iſt er ſich nicht verantwortlich für ſie? Er iſt es, und wäre ſie ein Dorf.

Er iſt bekümmert um Gott oder das Ding an ſich, aber er könnte Bürgermeiſter ſein. Denn er iſt ſo geſund, daß er nichts Tätiges und Menſchliches darangeben braucht, daß er nicht Politik verachten muß, um Metaphyſiker ſein zu können; ha, er iſt ſo geſund, daß er die Frage nach der Urwahrheit als das Wettkampfſpiel ſeines Dorfes mit dem nächſtanliegenden anſieht. Die Schlachten werden um Gott geſchlagen; die beſſere Raſſe hat's: Gott, Welt, Urwahrheit, Leben und Vollendung. Spiel und Liebe haben als Einſatz Blut. Nimm ihn fort, beſchlagnahme ihn als Haſard, raub dem Leben ſeine Gefahren und werde 100 Jahre bei geringerer Sterblichkeitschance, ſo iſt dir auch die aufs Glück dahin. Aber das iſt nicht die Mechaniſierung, die das lehrt; ſie ſagt nicht Spiel noch Liebe ab; ſie ſchreckt nicht Jagd, noch Kunſt, noch Krieg; aber ſie führt ſie auf ein entwickelteres Gebiet. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dort, wo die Jagd noch am ergiebigſten iſt, im äquatorialen Afrika, ſich einſt zwiſchen Kamerun, Mozambique und Deutſchoſt ein ungeheures deutſches Kolonialreich erſtreckt, das ſo dicht beſiedelt iſt wie eine rheiniſche Induſtriegegend und kaum mehr Platz hat für ein wildes Tier. Dann wird man den Geier vom Aeroplan aus mittels Laſſos fangen und auf eigenartigen Wegen mit genialen Jagdmaſchinen in den unerforſchten, noch unerhörte Wunder bergenden Tiefen des Ozeans Seeſchlangen und noch Unbenanntes erjagen. Die Mechaniſierung macht die Jde-

ale und Tugenden der alten Jäger, Krieger und Helden, und der auf ſich verſchlagenen unter ihnen, der Künſtler, nicht gegenſtandslos. Was ſie ändert, ſind Wild und Waffe.

Solange Mephiſto uns mit ſeinen Gaben und Genüſſen durch die Welt begleitet, wird er trachten, unſere Seele zu fangen. Vielleicht iſt auch der künftige Friedensſchluß eine Falle. Wir ſind gerüſtet, ihn zu prellen; ihn und unſere Gegner um ihre Weisheit über uns.

Weltdeutſche Welt

Wir: und wieder haben wir den Anſchluß verloren.

Wer iſt „wir"?

Im November des Jahres 1912 erſchien im dritten Hefte des Flugblattes „Der Ruf" — es war diesmal auf das Vokabel: Krieg geſtimmt — aus der Feder des jungen Dichters E. A. Rheinhardt ein Gedicht: Wir. Es waren nur mehr die jungen und jüngſten Dichter, die dieſes Heft des Flugblattes, das mit der Veröffentlichung der radikaleren Originale der älteren Generation begonnen hatte, zuwege brachten. Jenes Gedicht Rheinhardts, das unter einem ſo anmaßenden Titel auf eine ganz neue Generation aufmerkſam machte, war gleichwohl beſcheiden: es enthielt Worte der Buße, fertigte eine erledigte individualiſtiſche Weltanſchauung ab und feierte, vielleicht für den Uneingeweihten unklar, für den Teilnehmer umſo ergreifender, je unausgeſprochener es das Eigentliche ließ, ein Erlebnis: ein Ergebnis geſuchter Verſittlichung und ungeſuchter dichteriſcher Schöpfung.

Wir waren entdeckt. Wir hatten uns gefunden, und

darüber vergaßen wir gerne, froh, geſundet, gerettet, wie wir waren, ob uns die übrigen ſuchten oder geſucht hatten. Und dieſe glaubten wir um ſo mehr vernachläſſigen zu können, als wir nicht wir ſelbſt waren, ſondern der Begriff der Wir-heit überhaupt war. Wir: das hieß eigentlich: Ihr; hieß: die Leſer, die Nichtleſer, für die wir wieder zu den Leſern ſprechen wollten. Ein paniſcher Schrecken ſozialer Erkenntnis überfiel uns damals. Wir waren nicht gerade Sozialdemokraten, beileibe nein. Weder der Bildung, noch der Stimmung, noch dem Endziel nach harmonierten wir mit einer Internationale, deren wirtſchaftlichen Forderungen innerhalb gegebener Staatsgedanken wir allein begeiſtert und ehrlich zuſtimmten. Eher waren wir katholiſch; von jenem myſtiſchen Großſtadtkatholizismus, der, im Gegenſatz zum Provinz- oder Kirchſprengelkatholizismus, nicht eine allmenſchliche Seelen-, ſondern Nervengemeinſchaft darſtellt. Denn unter uns waren ein Drittel Juden, in den reſtlichen Dritteln häuften ſich Proteſtanten und Areligiöſe. Und juſt die eigentlichen Katholiken konnten den Katecheten nicht vergeſſen und ſtanden innerhalb der anerkannten Wirheit einer Vermittelalterlichung des Begriffes, die aus dem raſſemäßigen Analogon „Gotiſch" entſtanden war, ablehnend gegenüber. Katholiſch ſchwärmten die Nichtkatholiken. Der Ruf „Wir" war ſomit ein Gefühl, tief wie nur je, peingeboren, in ſchweren Denkernöten errungen. Die Vokabeln, die wir damit in Verbindung

brachten, konnten von unſerer Wildheit und unſerem Ernſte zeugen; den Geruhigen und Zuendegekommenen wehtun und falſche Aſſoziationen wecken. Wir waren darum doch am rechten Wege, wenn wir ihn auch erſt heute, wo ſo viele Wege ihn kreuzten, in ſeinem vollen Charakter erkennen. Denn jenes geſchah 1912. Es ſind viele Jahre ſeither. Die Jahre des Kriegs muß man, wie beim militäriſchen, auch beim geiſtigen Avancement doppelt rechnen.

Aus der ehrlichen und endgültig ſtabilierten Empfindung: wir folgerte ein verſtärktes, ſozialwirtſchaftliches, ſozialpolitiſches, ja bürgerliches Intereſſe. Der „Bürger mit dem Chapeauclaque", wie er in dem Liede des Bohemiens Erich Mühſam, mit dem wir die Karriere unſeres Flugblattes eröffneten, rechtskräftig verulkt war, war nicht mehr die einzige Vorſtellung, die wir vom Bürger hatten. Deſſen Tugenden für den Intellektuellen einzuwerten, war die Aufgabe der führenden Artikel, die wir in ſechs Rufheften veröffentlicht haben. Der nächſte Schritt nach dieſer Erkenntnis des Bürgerlichen als im höchſten ethiſchen Sinne Wertigen war die willentlich übernommene Dogmatik aller ſtaatserhaltenden Motive, vom Poliziſten, der verkehrsregelnd wirkt, bis zum Kriege. Wie ſicher das Erlebnis in ſeinem Rauſche ging, zwei Jahre, bevor es der weltgeſchichtliche Lauf nüchtern beſtätigte, beweiſen die Verſe Rheinhardts, die hier folgen ſollen:

Unfruchtbare Nacht und Tage,
deren keiner Blut und Zukunft gilt,
haben uns nur irgendwie und vage
ohne Glut geformt nach ihrem Bild.
Immer Ich und Ich. Und trübe Flammen.
Keiner hat des Sohnes noch gedacht.
Aber jetzt drängt Blut und Blut zuſammen.
Heilige Flamme: Wir iſt aufgewacht.
Schrei und Erz brennt aus Balladentagen
groß in dieſe arme Menſchenzeit:
daß wir Zukunftsvölker in uns tragen —
und wir ſind geweiht.
Jungfräuliche Zukunft: ſieh, wir bringen,
unſer junges Fleiſch als Samen: Wir.
Sä' uns trunkene zu großen Dingen.
Nimm uns hin. Wir glühn nach dir.

Ob der Verfaſſer ſich heute noch mit dieſem, für die damalige Zeit prophetiſchen Bekenntniſſe identifiziert, kann ich nicht aufklären. Er ſteht im Felde. Viele von uns ſind als Kriegsfreiwillige eingerückt, um, ohne als der geiſtigen Arbeit Gewohnte an den Übungen des Waffenhandwerks oder ſeinen Genugtuungen tiefinnerſt teilzuhaben, in rigoroſeſter Ausdeutung ihr Gedachtes zu praktizieren. Des Chroniſten Aufrichtigkeit erfordert feſtzuſtellen, daß bereits damals ein Teil von uns, weſentlich äſthetiſch, alſo nicht radikalſt orientiert, im Proteſt gegen dieſe bürgerlichen Konſequenzen verblieb, die als unintellektuell empfunden wurden. Mancher iſt einer ſolchen Weiterdeutung im Bogen ausgewichen; er klaſſifizierte

ſich damit als Randtypus der letzten Zeit, jener anarchiſch bohemehaften Periode der Jahrhundertwende.

Und nun iſt die Zeit da, da vieles von unſerem Samen aufgegangen, viel davon auch ſchon wieder verblüht iſt. Die Sämannsgeſte iſt leidenſchaftlich geblieben, härter geworden, ihr Ausgeworfenes will, nochmals geſiebt, nochmals zur Erde. Irrtümer, Mißverſtändniſſe, vielleicht Sünden kommen uns zu Gewiſſen. Wir tun Buße, wo wir ſelbſt gefehlt haben, wir verlangen Rechenſchaft, wo man uns töricht mißverſtanden hat. Das „Wir", das unſere Sehnſucht war, iſt heute wieder in nur beſchränktem Sinne wahr. Wir ſehen uns von der Allgemeinheit mißverſtanden. Und da wir das Rechenſchaftsfordern erſt verdienen zu müſſen glauben, ſchlagen wir zuerſt an unſere Bruſt und korrigieren, wo wir ſelbſt kraftlos, ſchleuderhaft oder unentwickelt waren.

Es iſt der Ruf nach Macht, der, jedweder geiſtigen Artikulation entbunden, heute unmuſikaliſch durch die Straßen dröhnt und uns das Gefühl von Verratenen hinterläßt: Der Beſchränkteſte erobert heute Provinzen, ſein Geſchmack zwingt die Tageszeitung zur Lieferung und fälſcht ſo hiſtoriſche und politiſche Möglichkeiten und Ziele. Unbehaglich, geſtehen wir's offen, innerhalb der eigenen Leiſtung zu Kriegszeit, revanchiert er ſich in hyſteriſchen und exorbitanten Forderungen. Ich habe in dem Schlußkapitel meines Buches über den öſterreichiſchen Staatsgedanken die tiefe Sittlichkeit der Macht ge-

rechtfertigt, die „Zeit und ihr Geſchlecht" verzeichnet und die daraus gezogenen Ergebniſſe auf eine menſchlich ſchöne und verantwortungsfreudige Politik projiziert. Das imperialiſtiſche Votum eines großen Teils der Bürgerſchaft indes, das nicht einmal im Felde ſteht, während die große wirklich zur Entſcheidung berechtigte, weil erlebende Wahlmaſſe des Volkes infolge treuen Dienſtes zur Stimmenthaltſamkeit gezwungen iſt, dieſes Votum eines erlebnismäßig minorennen Teiles des Volkes iſt geradezu als unſittlich zu bezeichnen. Es fehlt ihm vollſtändig an verantwortlicher Phantaſie für ſeine Ausſchweifungen. Als wir in dem obengenannten Heft „Krieg" des Flugblattes „Der Ruf" einen Artikel „Apologie des Krieges" brachten, in dem wir zu großzügiger Teilnahme an den außenpolitiſchen Möglichkeiten des Staates aufforderten (es war die Zeit wahrhaft kriſenhafter Politik bezüglich Serbiens), wurden wir von den liberalen Zeitungen, beſſer geſagt, in deren Redaktionen als Kriegshetzer angeſehen und befehdet. Heute ſind ſie, wenn wir ſchon Kriegspäpſte waren, päpſtlicher als der Papſt. Das Schlagwort „Imperialismus", das wir damals aus unſerer Stimmung filtriert hatten, rauſcht heute in Bächen durch jedes Dutzendgehirn. Gegen dieſen Imperialismus, der am Blute der kämpfenden Treuen ſich raſenden Durſt ſäuft und für die Opfer des Schlachtfeldes in ſeiner ganzen entſetzlichen Proſa eine Handbewegung von Eroberern hat, ſtellen wir jenen geiſtigen, den wir

teils unklar gewußt, teils unklar geformelt haben. Das kulturpolitiſche Ziel des Krieges iſt erreicht: Macht! Aber was iſt Macht? Macht iſt nicht Beſitz, ſondern Haltung. Haltung: wie wenn man beſitzen würde. Macht iſt: ich könnte, aber ich will nicht haben. Nicht Attila und nicht Dſchingiskhan, nicht Pizarro und nicht einmal Napoleon iſt der Eroberer, wie wir ihn ausmalen. Weſen, Influenz, beiſpielgebende, verführeriſche Typhaftigkeit iſt, was wir dem Deutſchtum unter „Macht" gewünſcht haben. Auch der Waffengang ſollte nur über des Deutſchen größere Tugend, alſo ſeeliſche und nur inſoweit phyſiſche Gewalt entſcheiden, als dieſe das Ergebnis jener iſt. Keine Annexion und keine Straßentafelgermaniſierung verſtanden wir unter Imperialismus. Aber wir bejahten und erſehnten jede politiſche Aktion, die, auch um den Preis von Blut, uns Konſtellationen ſchuf, unter denen wir uns vor aller Welt beweiſen konnten: als die „Mächtigen" im höchſten Sinne. Mächtig ihrer ſelbſt durch Selbſtzucht, mächtig über andere durch eben dieſe Selbſtzucht. Dieſer geſchichtliche Punkt iſt erreicht. Der Krieg erſcheint, mit Hinblick auf ihn, ein mechaniſches Ausſpulen allzu energiſch und gründlich eingeſetzter materieller Kräfte. Selbſt eine Verminderung des augenblicklichen ſtrategiſchen Höchſterfolges änderte nichts daran. Unſer Ziel ſteht ſchon hinter uns: unſer Glück wird ſchon wieder fragwürdig durch Mißverſtändniſſe der Umwelt. Unſer Glück: Deutſche Haltung, neu geſchöpft;

der Deutſche als Typus, wie der engliſche Gentleman, und zwar der Deutſche, ungefähr, als poſitives Spiegelbild des Komplexes von Eigenſchaften, die der Franzoſe unter „boche" verſteht, nämlich der Härte, der Selbſt-Beſchränkung, (der Franzoſe fühlt nur den zweiten Teil dieſes Wortes), des organiſatoriſchen Stoffwillens, belebt von überſtofflicher Zeit-Raum-Sehnſucht: Der Weltdeutſche. Ein Herr, wohl, aber kein Beherrſcher. Daß brutale Kilometerfreſſer vom Schreibtiſch uns den lauteren Quell trüben müſſen!

Unſer Ziel ſteht hinter uns: wenn wir heute einen Ruf lanzierten, den eine „Apologie des Friedens" führte, wir hätten uns nicht widerſprochen. Es wäre nur konſequent, wenn die Intellektuellen, die dieſen Krieg gymnaſtiſch an der Volksſeele austrainierten, ihre Worte umſetzten und verblüfften Hörern die Nüance merkbar machten. „Der wehrhafte Mann und der wehrhafte Staat bewähren ſich im Frieden, der wiederum das Ideal des Krieges iſt und darum erkämpft werden muß." Dieſe Worte, heute hervorzuheben, beſchloſſen jene Apologie des Krieges.

Was alſo iſt unter „Macht" zu verſtehen? Die deutſche Perſönlichkeit. Auch der Staat iſt nicht Endzweck. Aber er muß ſo ſtark und ſchön als möglich gewünſcht werden, damit er den der Menſchheit weſentlichſten Typus hervorbringe. In dieſem Sinne haben die beiden mitteleuropäiſchen Kaiſerreiche, heute ein einziges Kulturgebiet, vom Kriege bereits ihren Menſchen geboren.

Zum Kriege und ſeiner ergebnisfördernden Tüchtigkeit half uns der Preuße. Ein Typus heute, aller Welt geläufig, ein Vorbild ihr, wenn auch ein Gegenſtand von böſer Empfindung: er zwingt zu Selbſtzucht und Arbeit. Aber hiemit erſcheint der deutſche Menſch, der Weltdeutſche, nicht erſchöpft.

Die Schriftſtellerin Lucia Dora Froſt hat ein feſſelndes und geiſtreiches Buch geſchrieben von „preußiſcher Prägung". Man kann mit ihren Theſen übereinſtimmen, zumal ſie darauf beſteht, daß der „Preuße" eine Konzeption iſt, ein Ideal, ein Hinkunftsart, eine Progreſſionsſumme deutſcher Steigerung. Wir aber möchten dieſem Einen, als weſentlicher für jede Epoche aus und nach dieſem Kriege eine „öſterreichiſche Prägung" entgegenſetzen. Das durchaus muſiſche Temperament, die völkiſche Leichtigkeit, die große Schwingungsweite, mit einem Worte, die deutſche Muſik einer kommenden weltdeutſchen Welt werden eher einer geſchmeidigen als letzten Endes doch ſteifen Macht entfließen. Den Machtbegriff allein auf die Landkarte zu verſteifen, iſt gefährlich und unergiebig. Dieſe iſt im Augenblicke ſtaatsanwaltlich indiskutabel. Aber wir verweiſen auf die Friedensformel der deutſchen Sozialdemokratie und den Reichskanzler-Brief der deutſchen ſogenannten Intellektuellen. Welche berückende Stärke liegt darin, ein fremdes Volk des Oſtens der eigenen mitteleuropäiſchen Kultur zu nähern, ohne dieſe Nähe indes aufzuheben? Hier iſt es auch,

wo ich auf einen eigenen Fehler aufmerksam sein will. Eroberung ist heute nicht mehr ein Begriff wie ehemals. Ehemals war mit ihm der Begriff der Versklavung Eroberter verbunden; zuletzt doch der Begriff der Einstaatlichung. Aber auch Begriffe wachsen. Man wird sehr lebhaft schattieren müssen, um objektgemäße Eroberungen durchzuführen. Ein weniger entwickeltes oder in seiner Entwicklung unnützes Volk kann man mit älteren und derberen Formen dem Staatsgedanken unterwerfen. Ein begabtes Volk mit eigener entwickelter Lebensart kann man niemals, auch bei erheblicher zahlenmäßiger Überlegenheit und wilden Methoden entnationalisieren, sein Land nicht erobern. Dann darf auch nicht vergessen werden, daß der Staatsgedanke von einem gar nicht eigenen und gänzlich objektiven Gesichtspunkt der Geschichte aus wächst. Das Deutsche Reich ist sicher nicht das Endfazit aller geschichtlichen Entwicklung. Es gibt totsicher eine höhere politische Form darüber hinaus. Diesen Weg, als Gesellschaftstypus zu gehen, muß man sich offen lassen. Ein sehr günstiger Handelsvertrag, ein Zollbund, eine Militärunion mit gemeinsamem Kriegsministerium und Austauschgeneralstab, die zwei Gesellschaften zu einer höheren und räumlich reiferen vereinigt, ist auch eine Form der Eroberung. Auf diesem Wege streben wir zu dem internationalen europäischen Rassestaat, zu dem unser so talentiertes Österreich eine Ahnung ist: viele Sprachen, viele Völker, eine Rasse, eine Kultur!

Man ſoll die Macht nicht rufen. Denn, die ich rief, die Geiſter, werd' ich nun nicht los. Aber freilich ſollte jeder Deutſche ſtreben, jenen Kräfte und Wirkſamkeitszuſtand zu erreichen, der nur in Ausbildung aller beſten, im Lebenskampf durchdringenden Eigenheiten erzielt wird: Macht!

* *

*

Die Beſchränkung der materiellen Ausdeutung dieſes Begriffes darf aber anderſeits nicht einer Feſtlegung auf ſeine intellektuellen Triebkräfte gleichkommen. Dies iſt vom großen deutſchen Publikum, nämlich jenem Teil des Volkes, der heute bei dieſem Kriege eben Publikum iſt, kaum zu fürchten. Aber die Regierungen der Zentralmächte wären vielleicht einer ſolchen Intellektualiſierung des Begriffes nicht unzugänglich, weil er die Schwierigkeiten des internationalen Vermittlungsaktes weſentlich mildert. Um den Begriff moraliſchen und intellektuellen Machtanſpruches deutſchen Volkstums aufrecht zu erhalten, wird es nicht gerade nötig ſein, kleinere fremdnationale Gebiete oder ausländiſche Halbkulturen nervös zu berückſichtigen, ſobald nur die Geſundheit des eigenen Staatsgedankens Abrundung oder Einbeziehung fordert: Der Sieg des Deutſchen darf nicht nur eine Theorie bleiben, er muß ſeine Praxis haben. Du magſt trächtig gehen ſchöner Erlöſungs- und menſchheitsfördernder Gedan-

ken; wenn du arm biſt und der ſozialen Stellung entbehrſt, wird es deine ſittliche Aufgabe, im ordinärſten Lebenskampfe gegen dein eigentliches Naturell den Erfolg zu ſuchen, der dir zur menſchlich wünſchenswerten Machtentfaltung verhilft. Sonſt biſt du faul und ſchwach: Bekämpfe deine unberechtigte Verachtung des Erfolges! Jener deutſche Akt des Mittelalters, der Mönch, der du, ich kenne dich, Deutſcher, noch immer biſt, jener Akt der Entſagung, der Enthabung und Vergeiſtigung, lebt dir heute mit Beſtem in deinem Soldatentum. Aber iſt er dir nicht zur Feigheit geworden, du Übertrainierter? Fordert er nicht allmenſchliche Opfer, die du nicht mehr verantworten kannſt? Wozu war Nietzſche? Gewiß nicht für das Landkartenhaus des deutſchen Publikums, ſo ſicher hinter der fernen Schlachtfront! Was iſt aber das letzte Ergebnis des Buddha heiliger Enthaltſamkeit? Das Elend Indiens. Die egozentriſche Beſchaulichkeit und geiſtige Genügſamkeit dieſes zweifellos hochwertigen Typs iſt nicht die letzte Stufe. Jenſeits aller Vergeiſtigung gibt es eine Rückkehr des Geiſtes zum Brutalen: als Spannungs- und Leidenszuſtand ſteht dieſer über dem Nirwana. Was liegt an meinem Glücke? ſpricht Nietzſche. Es gibt nichts und niemanden, der weniger eudämoniſtiſch dächte als der Deutſche. Auch das deutſche Publikum noch will eine Sorge, nicht einen Gewinn mehr, wenn es imperialiſtiſch fühlt. Hausfraulicher Betriebsinſtinkt kürt ihm Walſtätten neuer Arbeit. Was

liegt an ſeinem Glücke? Dieſer Zuſtand iſt im deutſchen Volke erreicht: ein Spannungs- und Leidenszuſtand zwiſchen den Brutalen und Geiſtigen. Die einen werden die andern nicht allzu ſehr hindern dürfen, nach je ihrem Glücke zu trachten. Und dennoch darf keiner zu dieſem Glücke kommen. So ſinnlos der Wortſchwall blinden Eroberns und Germaniſierens iſt; ſo nebenſächlich iſt die Tatſache, daß ein geſunder Friedensſchluß wahrſcheinlich das eine oder das andere Volk in ſeinem Umfangsempfinden kränken wird. Daß Deutſchland mehr Oſtſee, Öſterreich kaum etwas Anderes, aber ſicher mehr Adria und Schwarzes Meer braucht, beeinträchtigt den ſchließlich geiſtigen Urſprung und Gehalt des Sieges nicht: es wird ihm inmitten der vergrößerten Geſellſchaft und der damit verbundenen geſteigerten inwendigen Spannung zu neuen blühenden Formen geraten. Dieſer Krieg, den ich den atlantiſchen nenne, weil er um die Freiheit des Atlantiſchen Ozeans an deſſen Oſträndern geführt wird, an Oſtſee, Nordſee, Mittelmeer, Adria, Schwarzes Meer und Afrikas Küſten, entſcheidet über Kulturkomplexe. Er beſtätigt als europäiſche Kultur für künftig die zentralmächtliche, legt den lateiniſchen Gedanken für die Geſchichte beiſeite und ſcheidet England und Rußland zu ſpäterem Wettbewerbe aus. Über deren Reiche, Kulturſyſteme und Menſchentypen wird der bald zu erwartende paziſiſche Krieg entſcheiden, an dem noch Nordamerika, die ſüdamerika-

niſchen Staaten, Auſtralien, Japan und China Anteil haben werden.

Wie ſchon bei dem gegenwärtigen, wird bei kommenden Kriegen der Intellektualismus eine vermehrte zettelnde Bedeutſamkeit haben: und dies, obwohl zum augenblicklichen Zeitpunkte die Intellektuellen den Begriff: Macht ihrem ewig wechſelnden und darin ſeinen Wert ſuchenden Weſen gemäß zu zerlegen und zu verdächtigen begonnen haben. Gut. Aber ich will, noch einen Schritt über jeden neuen hinausgehend, meine Parteigänger (dem Worte Verzeihung), in deren Namen ich hier gegen das annexioniſtiſche deutſche Publikum proprotestiere, fragen, ob Macht etwas ſo Schlimmes ſei, ob die Möglichkeit zu vermehrter eigener Leiſtung, Einſchränkung oder gar Hinderung fremden Eingriffs und unwillkommener Störung, ob Sicherheit, geringere materielle Sorge, Komfort, Verfügung über den Stoff, ob dies nicht alles Dinge ſeien, die zu den eigenwilligen und verwöhnten Vorausſetzungen gerade unſerer Intellektuellen gehören? Warum ſollte ein intellektuelles Volk, das in ſeiner merkwürdigen Univerſalität eben ſtets das Produkt ſeiner jeweiligen Intellektuellen zu werden im Begriffe iſt — es kommt infolge der verkürzten Entwicklung dieſer nie dazu — nicht eine Macht werben, wie ſie dem Geiſtigen in Beruf und Haushalt doch durchwegs erwünſcht iſt und von Natur aus zukommt?

Gewarnt ſein muß das deutſche Volk von Kiel bis Trieſt (das heute in Intellektuelle, Publikum und Armee zerfällt), gewarnt ſein muß es zuſamt ſeinen parlamentariſchen Kreaturen vor Programmen. Die hohe Politik iſt kein Programm und keine Konſtruktion an Hand der Landkarte. Sie iſt intuitiv wie ein Schöpfungsakt, ſie exploitiert ſeeliſche Schätze, wie man ein Bergwerk exploitiert. Am Rennen nach immer größeren Grenzen geht Rußland diesmal aufs Schiefe: weil dort das Publikum, der Salon, der Nichtkombattant in jedem Sinne Politik macht, ſtatt der zuletzt angerufenen ruſſiſchen Erde. Aber wenn die Stimme der deutſchen Erde plötzlich irgendwo an den Rändern der Kulturbereiche jenſeits einer bisher heiligen Grenze ruft: Warum in unſern Salons und Kaffeehäuſern die Ohren verſchließen?

Wir haben den Anſchluß verloren. Wir, das iſt die große Geſamtheit der Intellektuellen, die kurz vor dem Kriege eine militäriſche und politiſche Machtentfaltung verſtanden hatten: heute aber wie vor zehn oder fünfzehn Jahren ſtehen: an einem Punkte, wo ſie kein Verſtändnis dafür finden. Wir aber, die wir nach allen Richtungen hin den Anſchluß nicht finden, wir intellektuellen Anti-Intellektuellen, die wir das Elend des Krieges im Schützengraben geſehen haben und nun das Meinungselend des Publikums ſehen müſſen, wir ſehen auch das Elend einer ſchnell befriedigten Intellektualität.

Wir ſind einſamer denn je. Wir haben Furcht vor einem annexioniſtiſchen Publikum, das Einfluß auf Regierungen gewönne; aber wir haben auch Furcht vor zaghaften und der Ausrede frohen Regierungen, die jenem Elend des Schützengrabens ſeinen Preis fahrläſſigten. Wir verſtehen den Begriff der Macht als deutſchen Begriffes intellektuell, aber wir würdigen jede noch ſo materielle Fundierung des Vermögens, über den Weltverlauf künftig nach eigener deutſcher Einſicht zu disponieren.

Atlantis, ein deutſcher Kontinent

Atlantis iſt eine ſagenhafte Länderbrücke im Ozean, der nach ihr ſeinen Namen trägt. Kein Staatsanwalt weiß, wo ſie liegt, ſie iſt utopiſches Land, und er wird es deshalb nicht als unerlaubte private Einmengung in künftige Friedensverhandlungen betrachten, wenn ich ſage, daß Atlantis ein deutſcher Kontinent werden ſoll.

Kontinent bedeutet etwas Zuſammenhängendes. Wir wollen, was deutſch iſt, durch eine große Brücke zuſammenfügen, und dieſe große Brücke nenne ich Atlantis mit einem ungeographiſchen aber ſehr weiſen Begriffe. Denn dieſer ſagt, daß etwas da iſt, was nicht da iſt; oder daß etwas in einer höheren als banal wirklichen Form iſt; und mit dieſer Definition iſt die Deutſchheit des Begriffes „Atlantis", das deutſche Vorrecht auf dieſen märchenhaften überrealen Begriff bereits ſattſam erwieſen, wie ich glaube.

Ha, wir Deutſchen wollen alſo demnach, daß etwas deutſch werde? Wir wollen brutal erobern, wollen gleich einen ganzen Kontinent germaniſieren, wollen, man höre, ganze Länder mit unſerer Herrſchaft überbrücken!

Wo bleibt der Imperialismus des Geiſtes, für den wir votiert haben? Das iſt es eben. Wir wollen eine große deutſche Brücke bilden, wir wollen nicht einen Kontinent erobern, nein, wir ſind viel frecher und deutſcher, wir wollen ſogar einen Kontinent herſtellen und taufen: Atlantis.

Mit dem Schlachtruf „Imperialismus des Geiſtes" hat es nun ſo eine Bewandtnis. Er führt zu falſchen Gedanken, Wertungen und Plänen. Ein Philolog würde freilich gleich wiſſen, woran er iſt. Er würde beſtimmen, daß dieſer Genitivus „des Geiſtes" nicht ein Genitivus ſubjektivus, ſondern ein Genitivus objektivus iſt. Nicht der Geiſt herrſcht. Denn das wäre der Irrſinn. Und ich hoffe, daß die vielen klugen Männer, Dichter und Denker, die heute in der Vornehmheit ihrer innerſten Überzeugung das Stichwort vom „Imperialismus des Geiſtes" ausgeben, nicht ſo unkritiſch ſind, dem ſprachlichen Hinterhalt zum Opfer zu fallen, eine form- und inhaltsloſe Herrſchaft zu vertreten, die das Heft dem flott aufs Irdiſche bedachten Gegner daheim und draußen in die Hand ſpielen würde. Der Geiſt dient nicht, der Geiſt kann aber auch nicht herrſchen. Von den beiden Zuſtänden, die Goethe beſchreibt:

„Bis einſt den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe".

iſt der zweite der philoſophiſche. Der erſte wäre nur fidel. Und was iſt ſchließlich „der Geiſt“? Ich glaube auf dieſen Bogen bewieſen zu haben, daß es keinen Geiſt gibt; wohl aber einen franzöſiſchen, einen engliſchen, einen deutſchen Geiſt. Die obige Formel wird aber ſofort vernünftig und zeigt den Hochſtand eines politiſchen Bekenntniſſes, wenn man ſie ſo faßt: Imperialismus des Geiſtes bedeutet für den Deutſchen, daß er erſtens einmal aus Geiſt, nicht aus Revanche, Exporteursgründen oder Langeweile zum Eroberer wird; zweitens, daß er ſich darauf beſchränkt, den Geiſt fremder, wohl unentwickelter Völker ſo zu lenken, daß er ſich zu höheren geiſtigen Funktionen, die denen des deutſchen Geiſtes ähneln, entwickelt. Die deutſche Herrſchaft liegt nicht ſchwer wie ein Gebäude, ſondern luftig, verbindend und frei ſchwebend über den Völkern und Ländern wie eine Brücke.

Laßt uns einmal träumen. Im Ozean, um deſſen Ränder jetzt der Krieg ſich ſchlägt, liegt dieſer loſe Kontinent, ein geiſtiger Zuſammenhang von räumlich Getrenntem, ein Kontinent über den Kontinenten. Er reicht von Kiel bis Katanga, von den Vogeſen bis zum Kaukaſus. Er überbrückt das Mittelländiſche Meer, das Schwarze Meer, den Kaſpiſee, das Rote Meer. Katanga, das reiche Kupferland im ſüdlichen Kongoſtaat, nach deſſen Grenzen die Deutſchen ſeinerzeit eine ſchnelle Bahn bauten, liegt zwiſchen Deutſch-Oſt- und Südweſtafrika. Ein dritter angedeutſchter Zipfel eines künftig

deutſchen zentralafrikaniſchen Rieſenreiches liegt im ſüdweſtlich geſperrten Winkel der afrikaniſchen Figur in Äquatorshöhe. Füllt ſich der Raum zwiſchen den Zipfeln, ſo dehnt das Reich ſich bis zum Tſad- und Viktoria-See. Ein breiter Streif tuneſiſch-tripolitaniſchen Landes, unter koloniale Intereſſenherrſchaft Öſterreichs laut Friedensbedingung geraten, ſchließt nach Norden an, ſpringt über das Mittelmeer und nimmt Kontakt in der Adria. Die Linie Kiel—Katanga iſt geſchloſſen. Öſtlich davon erſtreckt ſich ein freies Ägypter- und Türkenland, in dem ein wörtlicher Imperialismus deutſchen Geiſtes verwirklicht werden kann, eine techniſch-profeſſorale Einflußſphäre, die bis Peſchawar reicht. Übers Schwarze Meer wölbt die deutſche Brücknerhand völkerbeglückend dem ukrainiſchen Freund den Kijewſchen Staat, uraltem Quell entſprungen, im Baſſin moderner ſozialer Gewiſſenhaftigkeit und Verwaltungskunſt aufgefangen und gefaßt. Polens Baſtion ſchließt das Weltreich oſtwärts ab. Werden ſich die kleinen Skandinavierreiche nicht zur Form gezogen fühlen, ſo wie Splitter um Splitter zum Kriſtall ſchließt? Ein Kulturboden, eine geiſtige Auffaſſung werden in freier Verfaſſung das Entgegengeſetzte, wie ſichs gehört, zuſammenſchweißen. Die großen Brücken werden heißen: Berlin—Bagdad, Warſchau—Kamerun, Kiel—Katanga, Hamburg—Tiflis. Ein Kontinent deutſchen Geiſtes, deutſcher Arbeit, deutſcher Lebensordnung, eine neue Fe-

ſtigkeit, eine moderne Zuſammenhänglichkeit ſteigt aus ozeaniſchem Kräftekrieg empor: Die Länderbrücke, das wiedergekommene Atlantis.

Der Geiſt iſt ſchlecht, der das Leben lähmt. Der Geiſt wäre bös, der uns die Expanſionsfreuden nähme. Der Expanſions-Deutſche, ein Ergebnis ſeiner innerſten geiſtigen Spannung und Regung, iſt nicht unbedingt Mephiſtos Opfer; als Geiſteroberer erobert er zwar nicht Geiſte, aber wohl Geiſter. Aus alten Kulturen, aus Kijew, Babylon und Ninive, aus Syrien und den Nil-Ländern weckt er verſtorbene und vergrabene Menſchlichkeit. Der Krieg, die Entwicklung aller Mittel und die Schärfung der Geiſter brachten neue Methoden der Herrſchaft auf, weniger rauh, elaſtiſcherem Sinn geläufig, dem jüngeren und bedürftigeren Volke erträglich und lieb. Noch lockerer als die gewiß ſehr tüchtige Herrſchaft des Engländers über Indien, wird die Herrſchaft des Deutſchen über den Orient ſein. Kaum eine Herrſchaft mehr, nur eine demokratiſche Strenge. Ja, Macht in dieſem Sinne wird ihm hier zur geſchichtlichen Pflicht. Ukrainzen und Ägypter erwarten noch den Sturmſchritt deutſcher Bataillone. Die ſittliche Arbeit, die der Deutſche an ſich vollzogen hat, muß ein aufklärendes und erlöſendes Ergebnis in der ſichtbaren Welt der Völker zeitigen.

Türkiſche, arabiſche, ſudaneſiſche und Bantu-Gehirne warten auf ſeinen exploitierenden und findigen Fleiß in

gleicher Weiſe wie Kupferminen in Katanga, Erze in der reichen Ukraina, Kohlen in Aſien, Früchte und Erdprodukte auf unermeßlichen, heute toten Flächen. Die Politik des weſtöſtlichen Diwans, der Geiſterbetreuung wie Landbetreuung wird gefunden werden. Denker, Künſtler und Profeſſoren gehen als Koloniſatoren in den Orient. Tiefe Erfahrungen, mächtige Kompromiſſe, geiſtige Befruchtungen und Erſchütterungen ſagt der heutige Zuſtand voraus. Iſt es ein Zufall, daß alle die großen Kulturen und Völker der Erde des Deutſchen Feind ſind, auch die Nordamerikaner und die flachen Japaner: nur dieſe zwei nicht, die Nachdenklichen und Religiöſen, der Türke und der Chineſe?

Dieſer Krieg hat uns über einen tief gewurzelten Irrtum belehrt. Nirgends iſt Gnade für das deutſche Volk, nirgends iſt Verſtändnis. Die germaniſchen Völker des Nordens, auf die uns die träumeriſchen Berechnungen unſeres Gemütes wieſen, haben für unſere Liebe zum germaniſchen Bundesideal nur das kalte Lächeln einer umworbenen Frau; die grüne Saat eines allgermaniſchen Völkerfrühlings, die unſere beſten Männer auf den Boden Europas ſtreuten, ſchlug nicht Wurzel. Darüber können die Stimmen etlicher deutſch-freundlicher Zeitungen nicht hinwegtäuſchen, nicht die ehrlichen und treuen Geſtändniſſe einzelner Geiſter, wie Sven Hedin, Frithjof Nanſen, Knut Hamſun, Peter Nanſen und Aage Madelung. Nein, es iſt kein Verſtändnis für uns in der

Welt, nicht für uns und unſere Not, unſeren Sinn und unſer Recht. Vereinſamt, wie das in ſich beſchloſſene Schickſal des Weiſen, ragt unſer Treu- und Pflichtkampf aus dem Chaos der kleinen Neidſchaften, ein Mythos von Licht- und Dunkelmächten, ein Nibelungenkampf der Helligkeit gegen den giftigen Dunſt aus Nifelheim. Fürs Gold gaben ſie Eiſen, um Kram ſchufen ſie Gram, um Prozente der jährlichen Handelsbilanz brüllt die Erde vom Ural bis zu Erins grüner Inſel. Kein freundlicher gerechter Sinn forſcht unſerem guten Trachten nach. Einſamkeit inmitten Europas verwirrt uns den Menſchheitsglauben, aber ſteift uns auch den Nacken. Romaniſches Exploſivblut, angelſächſiſches Profitblut prallt von dem deutſchen Geiſt ab.

Näher ſtünde uns der ruſſiſche Slawe, er kennt uns, er verſteht uns, aber er haßt uns, wie der Gleiche den Gleichen haßt, der mehr Erfolg hat. Des Deutſchen gehaltene Schnelligkeit, Ringerumſicht, iſt des Slawen oft irrende Beweglichkeit. Entſchiedenheit und Syſtem der Deutſchen ſind der Fatalismus des Slawen. Aber er iſt genialiſcher ohne Zweifel, als wir genial ſind. Wenn wir genial ſind, iſt es ein ruhiges, freudiges Quellen der Kräfte oder ein fauſtiſch zähes Verfolgen des reinen Triebes. Das Genie des Slawen iſt vulkaniſch, aber es iſt erfolgloſer, vielleicht tragiſcher; darum haßt er uns; die anderen können uns nicht verſtehen, er will uns nicht verſtehen.

So ſteht das deutſche Volk einſam inmitten Europas. Steht es allein in der Welt? Aus Amerika, deſſen zielbewußte Methoden moderner Organiſation angeblich Deutſchland bis vor kurzem befruchtet haben, aus Amerika, deſſen geſamte wiſſenſchaftliche Bildung und Leiſtung nur Früchte aus deutſchem Wuchs gezeitigt hat, erſchallt nichts als die Litanei troſtloſer Zahlenreihen und der Tornado zollgroßer Senſationsköpfe über gefälſchten Depeſchen. Wo bleibt aller ſagenhafte Amerikanismus im Vergleich zu der großen Kultur- und Organiſationsarbeit des deutſchen Militarismus, der heute in Lille ein Theater einrichtet, morgen in Lodz eine Zeitung gründet, einen Durchgangszug einſtellt, der in 48 Stunden die Landſchaften des mächtigen Kriegsreiches vom Kanal bis Polen durchraſt, der eine ſtaatliche Arbeitsloſenpflege einführt, den Nahrungsverbrauch organiſiert und mit einem Schlag unter härteſten Bedingungen den Typus des Zukunftsſtaates aufmauert? Dies alles zerbröckelt in der Atmoſphäre des Wortes „Barbaren", in dieſem Luſtgas ſelbſtbetörter wirklicher Barbaren jenſeits der Atlantis. Ein grimmiges Lachen muß uns gegen ſo viel Verkennung, ſo viel bewußte oder unbewußte Bosheit ſtärken. Gott verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun!

Die Kulturraſſen Aſiens, die unſere Gegner und die unſerer geiſtigen wie materiellen Macht ſind und ſein werden, ſind heute die einzigen über der ganzen runden

Erde, die deutſchen Geiſt mit Achtung grüßen. Es iſt kein Zufall, daß gerade Türken und Chineſen mit dem Kampf des Deutſchtums ſympathiſieren. In dieſen Kulturen, im Gebäude ihrer Geſellſchaft, in ihrem Lebenswandel und Lebenswillen trägt Religion und Sittlichkeit; ihr Alltag iſt nicht in dem umſchloſſen, was zwiſchen Daumen und Zeigefinger gefaßt wird. Der Türke ſowohl wie der Chineſe iſt Sinner und Dichter, Ethiker und Philoſoph. Beide ſind recht eigentlich die Deutſchen unter den Nationen Aſiens; der Türke, der einſt der Gentleman des Oſtens hieß, kann ohne Raſſenſcham als Bundesbruder in dieſen Kampf der Geiſter miteinbezogen werden. Iſt es nicht, als hätte Geiſt und Idealismus wider den Materialismus der ganzen Welt mobiliſiert? Der deutſche Chriſt, der Mohammedaner, der Buddhiſt, der Konfutſeaner, der Bund der großen Weltmoralen hat ſich und ſeine Pflichten zum Kampf wider alles, was Hölle und irdiſches Nichts iſt, entdeckt. Der Mohammedaner iſt, wie der Deutſche, Soldat bis in die Fingerſpitzen. Eine ungeheure Militärmonarchie wird als Endergebnis der Kämpfe im Kaukaſus und beiderſeits Arabiens hervorgehen, ein Weltreich von Peſchawar bis in die Sahara, vom Indiſchen Ozean bis zur ſibiriſchen Steppe. Vorerſt iſt der Vormarſch gegen das Nilland eine Tat deutſcher Technik, ein phänomenaler Eiſenbahnbau quer durch Sinai, den engliſche Ingenieure für undurchführbar gehalten haben. Aber bald wird

der Türke ſein eigenes Wort ſprechen, und es wird ſich zeigen, welche Kräfte in der Moral Mohammeds auch heute noch ſchlummern. Heute iſt ſie der gottgewollte Bundesgenoſſe im Kampf des Menſchheitsideals wider den Geſchäftsparia, ein Mitſtreiter um das Ideal der Macht und Würde des beſten Menſchen. Und wie heute die Lenker der Türkei, ſo mögen auch die geiſtigen Führer des Chineſentums empfinden. Der feine, hochgebildete Chineſe, zwiſchen Amerikanismus und der Lottrigkeit des eigenen Pöbels eingezwängt, ahnt gar wohl, von welchem Sinn wieder Sinn in die ſtehengebliebene Maſchine des 400-Millionen-Reiches kommen kann. Nur deutſche Organiſationskraft kann hier opferwillig, liebevoll Altes erneuern. Deutſcher, Türke und Chineſe ſchützen den Geiſt wider den Ungeiſt. Daheim verraten, findet das Deutſchtum Verſtändnis und warmes Vertrauen allein bei den alten Kulturraſſen des Orients, an den Strömen Konfutſes und Buddhas und im deutungsfrohen Geiſterland Harun al Raſchids.

Es iſt kein Zufall, wenn Geiſt zu Geiſt ſich findet. Eine Epoche der Weltgeſchichte beginnt. Erſt jetzt treten wir in eine wahrhaft moderne Periode ein; was vorher war, iſt trüb und prähiſtoriſch kunterbunt. Ziel, Typus, Befähigung und Macht werden erſt jetzt klar. Es iſt in dieſem Augenblick ſich vollziehender Kräfteoperationen in Heerführung und Politik noch unerlaubt, ein einzelſcharfes und beweisbares Bild allernächſter Geſchichte zu zeich-

nen; daß aber nie ſo hohe Kräfte um ſo hohe Ziele eingeſetzt waren und darum große packende Wahrdichtungen, wie Atlantis eine iſt, entworfen werden dürfen, kann auch der beſcheidenſte Deutſche oder der ſtrikteſt gebundene Zenſor nicht hindern.

Aus Nervenſeide ſchon ſchwingt die deutſche Brücke nach Konſtantinopel. Ein ſchwerer Grundſtein zum feſtern Bau, wälzt unſer Heer ſich langſam durch den Balkan türkenwärts. Ein geiſtiger Schritt, ein duftiges Leben des Hin und Hers, ein ſeeliſcher und gemütsmäßiger Austauſch ſtehen noch gehemmt hüben in Mitteleuropa, drüben im Oriente, um über den im Raumozean ſchwimmenden Brückenleib hinwegzutanzen, ſobald das Zeichen gegeben iſt. Wir ſind die deutſchen Ingenieure, wir kommen mit der Macht, die Mephiſto gab, um engelreine Brücken über die Länder zu ſchlagen! Denn inbrünſtige Gauner, wie wir nun einmal ſind, eine ſittliche Art von Verbrechern, ſiehe Zarathuſtra, werden wir den Teufel zuletzt ums Ohr gehauen haben. Rührt eure Hände zu der großen deutſchen Brücke:

Atlantis!

Der Roman der deutschen Zukunft

wird die neue Arbeit von dem bekannten Verfasser

Robert Müller

genannt, die unter dem Titel

Tropen

Der Mythos der Reise

Urkunden eines deutschen Ingenieurs

Ende 1915 erscheint

Preis ca. M. 5.50 geheftet, M. 7.— gebunden

Verlangen Sie
kostenlos
den letzten illustrierten
Verlagsbericht

München · Hugo Schmidt Verlag

Princeton University Library
32101 058676253

Digitized by Google